H. sept.
214
h

H. sept. 214 h

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

c H. sept. 2114 G

Dänemarks Vorzeit

durch

Alterthümer und Grabhügel

beleuchtet

von

J. J. A. Worſaae.

Aus dem Däniſchen überſetzt

von

N. Bertelſen, Cand. Theol.

Kopenhagen.

Verlag von C. A. Reitzel, Univerſitätsbuchhändler.

Die Holzſchnitte von Kittendorff.

Gedruckt bei Bianco Luno.

1844.

224 B 118. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Rings umher in Dänemark auf Fluren, in Heidegegenden und Wäldern liegen unzählige Steinſetzungen und Grabhügel, an deren regelmäßiger Form man leicht erkennt, daß ſelbige von Menſchenhänden aufgeführt ſind. Da jedoch viele derſelben in dem ſeit der Einführung des Chriſtenthums verfloſſenen Jahrtauſend durch den zunehmenden Ackerbau, Straßenbau u. ſ. w. zerſtört worden ſind, ſo wird die urſprüngliche Zahl derſelben ſehr bedeutend geweſen ſein. Beim Wegſchaffen der Hügel fand man natürlich häufig eine ganze Menge alter Geräthe, Waffen und Geſchmeide, indem aber früher nur äußerſt Wenige für die Aufbewahrung dieſer merkwürdigen Ueberreſte aus der Vorzeit Sinn hatten, ſo gingen ſie faſt alle ſpurlos zu Grunde. Endlich zu Anfang dieſes Jahrhunderts, als in Dänemark ein neues volksthümliches Leben erwachte, und ſo auch der Sinn für vaterländiſche Angelegenheiten in höherm Maße, als ehedem, ſich geltend machte, hielt man es für ein ſchändliches Unrecht, falls man mit der Zeit die alten Grabhügel zerſtören wollte ohne ſelbſt eine umfaſſende Kenntniß ihrer Beſchaffenheit und ihres Inhalts zu erwerben. Mehrere gelehrte vaterlandsliebende Männer beſchloſſen daher dieſem Uebelſtande abzuhelfen. Ihre Bemühungen erfreuten ſich eines glücklichen Erfolges, indem die Regierung im Jahre 1807 jene Männer in eine Commiſſion zuſammentreten hieß, um dahin zu wirken, daß merkwürdige Steinſetzungen und Grabhügel vom Untergange gerettet

und in der Erde gefundene Alterthümer nach Kopenhagen geſandt würden, um hier in einer beſondern Sammlung aufbewahrt und aufgeſtellt zu werden. — Als ſolchergeſtalt die Aufmerkſamkeit erſt auf die alterthümlichen Denkmäler gerichtet war, fand die Sache als nationales Unternehmen immer höhern Anklang im Volke. Von allen Seiten her erhielt das neuerrichtete Muſeum für nordiſche Alterthümer eine große Menge alterthümlicher Gegenſtände, und noch jährlich erfreut es ſich eines bedeutenden Zuwachſes. In dem verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeitraum von ungefähr 30 Jahren hat es eine ſolche Größe und Vollſtändigkeit erlangt, daß es kaum ſeines Gleichen hat, weder in dem Norden noch in den meiſten andern Ländern Europas. Der Fürſorge der Regierung verdankt es ſeinen Platz in einem Flügel des Chriſtiansburger Schloſſes, wo es einmal wöchentlich unentgeltlich einer ſehr großen Anzahl Beſuchender vorgezeigt wird, was denn auch im hohen Grade beigetragen hat den Blick des Volkes auf die Vorzeit und deren Denkmäler zu richten.

Demungeachtet iſt es eine Thatſache, daß noch immer bei Erweiterung und Verbeſſerung des Ackerbaues viele herrlichen Denkmäler des Alterthums zerſtört werden. Dieſem entgegenzuwirken und allgemeines lebendiges Intereſſe für unſere Alterthümer und deren Aufbewahrung zu erwecken, entſchloß ich mich die gegenwärtige Schrift auszuarbeiten, deren Beſtimmung es ſein ſollte theils einen Ueberblick der wichtigſten alterthümlichen Gegenſtände des Muſeums zu geben, theils eine Beſchreibung aller Steinſetzungen und Grabhügel zu liefern und überhaupt klar zu machen, welche Bedeutung die Ueberreſte aus der Vorzeit ſowohl als geſchichtliche als überdem auch als nationale Denkmäler haben. Die Herausgabe dieſer Schrift übernahm die Geſellſchaft für den rechten Gebrauch der Preßfreiheit, die unter Anderm den Zweck hat populäre Schriften zur Förderung allgemeiner Bildung herauszugeben. Dadurch ſchon wurde der Schrift eine bedeutende

Verbreitung geſichert, indem die Geſellſchaft allein mehrere tauſend Exemplare an ihre Mitglieder und die zahlreichen Volksbibliotheken rings im Lande umher vertheilt.

Obgleich es ſonach zunächſt ein nationales und populäres Werk iſt, das durch die Aufforderung und Ermunterung zur Sorge um die Aufbewahrung der alterthümlichen Denkmäler eher den Zweck hat mit der Zeit vollſtändige Aufklärungen über einen Theil der ſcandinaviſchen Denkmäler aus dem heidniſchen Alterthum herbeizuſchaffen als ſolche bereits an die Hand zu geben, ſo wird dennoch nach meiner Anſicht die gegenwärtige Schrift ebenſoſehr das Intereſſe der Deutſchen als der Dänen und der übrigen Scandinavier in Anſpruch nehmen, weshalb ich, zumal da von mehrern Seiten her unlängſt die Aufforderung an mich ergangen iſt ſelbige auch auf deutſchen Boden zu verpflanzen, jetzt ſie in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen laſſe. Es iſt ausgemacht, daß die Denkmäler eines einzelnen Landes nimmermehr hinlänglich ſich beleuchten und aufklären laſſen, ſolange man dieſelben nur abgeſondert von den Alterthumsdenkmälern anderer Länder betrachtet, dagegen ſie in Verbindung mit dieſen gegenſeitig ſich aufklären und erläutern. Ueberdieß, ſolange die Erfahrungen der Alterthumswiſſenſchaft keinen größern oder weitern Umfang haben, iſt nach meiner Ueberzeugung den Alterthumsforſchern beſſer gedient mit einer zuverläſſigen Zuſammenſtellung aller bisher gemachten Erfahrungen, begleitet von hiſtoriſchen Betrachtungen, die einfach und natürlich ſich an jene anknüpfen mögen, als mit einem weitläufigen Werke voll gelehrter auf einen ſchwachen Grund gebauter Hypotheſen. Die lebendige Aufmerkſamkeit, die in den letzten Jahren zuſehends in Deutſchland und den umliegenden Ländern für vaterländiſche und, man möchte ſagen, auch für ſcandinaviſche Alterthümer geweckt iſt, läßt mich hoffen, daß einſichtsvolle Männer in den verſchiedenen Ländern prüfen werden, wiefern meine zum Theil aus der Unterſuchung alterthümlicher Denkmäler gewonnenen

Anſichten von der älteſten Bevölkerung des nördlichen und weſtlichen Europa durch die bei ihnen vorhandenen Denkmäler Beſtätigung finden möchten, oder nicht. Auf dieſe Weiſe würde mein Buch auch der Vorläufer eines ausführlichern und vollſtändigern Werkes über die Alterthumsdenkmäler Scandinaviens werden; denn die Entſtehung eines ſolchen Werkes iſt durchaus durch eine genauere Kenntniß nicht nur der Denkmäler Deutſchlands, ſondern auch des übrigen Europa, als die wir für den Augenblick beſitzen, bedingt. Ueberhaupt ſcheint es in der That an der Zeit zu ſein, mit Ernſt die Denkmäler zu unterſuchen und zu ſchirmen, die noch aus der Vorzeit übriggeblieben und ſprechende und unverwerfliche Zeugen vom Thun und Treiben der ältern Einwohner Europas ſind.

Von Vorarbeiten iſt beſonders zu nennen: „Leitfaden zur nordiſchen Alterthumskunde. Kopenhagen 1837,“ obgleich der Plan deſſelben weſentlich von dem hier befolgten verſchieden iſt. In der Beſchreibung der Alterthümer des Steinalters iſt daneben benutzt worden: „S. Nilsſons Scandinaviſka Nordens Urinvånare, 1 B., Lund 1838—43.“ Da ich indeſſen in mehrern Hauptpuncten von den ältern Anſichten abweiche, ſo iſt kaum überflüſſig zu bemerken, daß die von mir aufgeſtellten Reſultate theils auf ein mehrjähriges Studium des hieſigen Muſeums für nordiſche Alterthümer, theils auf eigene Reiſen und Unterſuchungen in Dänemark, wie in Schweden und Norwegen ſich ſtützen.

Eine Vergleichung des däniſchen Originals wird zeigen, daß ich in dieſer Ausgabe einzelne, wenn auch nicht durchgreifende, Verbeſſerungen vorgenommen habe.

Kopenhagen, d. 1ſten April 1844.

J. J. A. Worſaae.

Inhalt.

Seite

Vorrede.

Einleitung .... 1.

Erſte Abtheilung.

Von unſern Alterthümern .... 5.

I. Alterthümer aus dem Steinalter .... 7.

II. Alterthümer aus dem Bronzealter .... 20.

III. Alterthümer aus dem Eiſenalter .... 36.

Zweite Abtheilung.

Von unſern Steinſetzungen und Grabhügeln etc. .... 61.

I. Gräber aus dem Steinalter .... 63.

II. Gräber aus dem Bronzealter .... 74.

III. Gräber aus dem Eiſenalter .... 79.

IV. Gräber in andern Ländern (beſonders in Schweden und Norwegen) .... 84.

V. Runenſteine .... 93.

Dritte Abtheilung.

I. Bedeutung der Denkmäler des Alterthums für die Geſchichte ... 99.

II. Bedeutung der Denkmäler des Alterthums für die Nationalität. 117.

Anhang.

Ueber Ausgrabung der Hügel und Aufbewahrung der Alterthümer. 119.

Inhalt.

Vorrede.
Einleitung.
Erste Abtheilung.
[illegible]
I. [illegible]
II. [illegible]
III. [illegible]
Zweite Abtheilung.
[illegible]
I. [illegible] 59
II. [illegible] 74
III. [illegible] 86
IV. [illegible]
[illegible]
V. [illegible]
Dritte Abtheilung.
I. [illegible] 96
II. [illegible] 112
Anhang.
[illegible]

Einleitung.

Ein Volk, das vor ſich ſelbſt und ſeiner Selbſtſtändigkeit Achtung hegt, kann unmöglich bei einer Betrachtung bloß ſeines gegenwärtigen Zuſtandes ſtehen bleiben. Es muß nothwendig den Blick zugleich auf die vergangene Zeit richten, um Auskunft darüber zu erhalten, zu welchem Volksſtamme es gehöre, in welchem Verwandtſchaftsverhältniß es zu andern Völkern ſtehe, wiefern es von den älteſten Zeiten her im Lande gewohnt habe oder ſpäter eingewandert ſei, welchen Schickſalen es unterworfen geweſen, kurz — um zu erfahren, wie es das geworden ſei, was es iſt. Denn erſt wenn dieſes klar vor dem Gedanken da ſteht, erhält das Volk ein klares Bewußtſein ſeiner Eigenthümlichkeit, dann erſt kann es mit Kraft ſeine Selbſtſtändigkeit ſchützen und mit Erfolg an einer größern künftigen Entwickelung arbeiten und dadurch das Heil und die Ehre des Vaterlandes fördern. Zu allen Zeiten hat denn auch die Geſchichte, die das frühere Schickſal der Nationen darſtellt, einen vorzüglichen Platz in der Reihe der Wiſſenſchaften eingenommen, zu allen Zeiten iſt das Streben die Geſchichte aufzuklären im Verhältniß dazu geehrt und geſchätzt worden. Es leuchtet ſo ein, daß es uns Dänen daran gelegen ſein muß, unter Andern eine möglichſt genaue Kenntniß von der Einwanderung, Herkunft, den Sitten, Gebräuchen und Thaten unſerer Stammväter zu erlangen. Dieſe Kenntniß iſt uns doppelt wünſchenswerth und nothwendig, weil alle geſchichtlichen Nachrichten zeigen, daß unſere Vorfahren zur Zeit des Heidenthums unter den europäiſchen Völkern eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt haben, und weil übrigens kaum wird geläugnet werden können, daß man gemeiniglich leichter

im Stande iſt die Eigenthümlichkeiten eines Volkes bei ſeinem früheſten Auftreten, während es noch ungemiſcht iſt, als in der neuern Geſchichte deſſelben zu verſpüren, wo die Verbindung mit andern Ländern oft zuſehends einen ſolchen Einfluß auf das Volk ausgeübt hat, daß die Auffaſſung des Nationalen an demſelben, ſchwieriger und jedenfalls mißlich wird. Es iſt aber zugleich natürlich, daß wir hiebei zu wiſſen wünſchen können, ob vor unſern Vorfahren hier im Lande Menſchen gewohnt, und, dies angenommen, auf welcher Stufe der Bildung ſie geſtanden haben. Es bringt der Geſchichte Nutzen denjenigen Volksſtamm oder die Stämme kennen zu lernen, mit denen unſere Väter bei ihrer Einwanderung in Berührung traten, und es läßt ſich auch wohl annehmen, daß eine Ueberſicht über die älteſte Geſtalt und die früheſte Bewohnung unſeres Vaterlandes jedem, der aufrichtig ſeine Heimath liebt, willkommen ſein werde.

Betrachten wir nun die älteſten Nachrichten über Dänemark und ſeine Bewohner, ſo werden wir finden, daß dieſe in Dunkel und Nebel gehüllt ſind. Wir wiſſen, daß der gothiſche Volksſtamm, der jetzt das Land bewohnt und mit den Einwohnern von Norwegen und Schweden nahe verwandt iſt, nicht zu allen Zeiten hier gelebt hat. Die alten Sagen und Lieder reden dunkel von mehrern Einwanderungen, und berichten, wie unſere Vorfahren und die übrigen ſcandinaviſchen Gothen bei ihrer Ankunft im Norden auf frühere Einwohner ſtießen, denen ſie theils ſich anſchließen, oder die ſie durch langwierige Kämpfe zu bezwingen ſuchen mußten. Welche aber dieſe Menſchen geweſen ſeien, auf welcher Bildungsſtufe ſie geſtanden haben, wie weit ihre Herrſchaft ausgedehnt und ob der ganze Norden damals von einem und demſelben Volke bewohnt geweſen ſei, das ſind Fragen, die noch Niemand auf eine der Geſchichte genügende Weiſe hat beantworten können. Bei römiſchen und griechiſchen Schriftſtellern finden wir die erſten Nachrichten über unſern Norden, weil dieſe aber theils nach den mündlichen, häufig ausgeſchmückten und entſtellten Berichten Anderer aufgezeichnet, theils ſehr kurz und mangelhaft ſind, ſo iſt weit entfernt, daß ſie uns ein auch nur einigermaßen klares Bild von den Wohnungen, der Lebensart und den gegenſeitigen Verhältniſſen der verſchiedenen früheſten Volksſtämme geben. In dieſer Beziehung ſind auch unſere eigenen alten nordiſchen Sagen und Lieder nicht hinreichend. Dieſe deuten häufig darauf hin, daß hier im Norden bei der Einwanderung unſerer Vorfahren ſich Jetten oder Geſchöpfe übernatürlicher Größe, die mit leichter Mühe ungeheure Felſenſtücke ſchleuderten, Zwerge (oder Swartalfen), die klein

und ſchwarz wären und in Höhlen unter der Erde wohnten, und endlich Alfen (Lichtalfen), ein ſchönes und, wie es ſcheint, gebildetes Volk, mit dem unſere Väter in freundſchaftlichem Vernehmen lebten, gefunden hätten. Nun iſt es zwar nach der Meinung Vieler hinlänglich gewiß, daß unter jenen Benennungen und Beſchreibungen verſchiedene Volksſtämme ſich verbergen, allein es iſt ebenſo gewiß, daß nur mit der größten Behutſamkeit und jedenfalls mit großer Unſicherheit man ſich auf dieſe und ähnliche Berichte berufen kann, wenn von Herbeiſchaffung zuverläſſiger geſchichtlicher Nachrichten die Rede iſt. Denn wir müſſen ja erinnern, daß ſolche Sagen erſt dann aufgezeichnet wurden, nachdem ſie Jahrhunderte hindurch von Mann zu Mann überliefert worden waren, und ſo wird es leicht erklärbar, daß häufig bei oft wiederholter Erzählung etwas entweder hinzugefügt oder weggenommen werden konnte, ſo daß die urſprüngliche geſchichtliche der Sage oder dem Liede zu Grunde liegende Wahrheit oft, ja wir dürfen ſagen, faſt immer unkenntlich geworden iſt. Sogar heut zu Tage haben wir häufige Beiſpiele, daß dieſelben Begebenheiten, ſelbſt im Druck, verſchieden dargeſtellt werden; wie viel leichter mußte denn ſolches in jenen Zeiten geſchehen können, als der Verkehr zwiſchen den Ländern geringer war, und wo es demnach ſchwierig genug ſein konnte, nähere Auskunft darüber zu erlangen, wiefern eine Erzählung Wahrheit enthielte oder nicht? Daß außerdem viele Sagen über die heidniſche Zeit, die erſt über hundert Jahre nach der Einführung des Chriſtenthums aufgezeichnet ſind, zugleich mit chriſtlichen Zuſätzen gemiſcht ſeien, iſt mehr als wahrſcheinlich.

Aus eben dieſen Gründen müſſen wir auch geſtehen, daß wir nur ſehr wenig Sicheres über das früheſte Schickſal der jetzigen Bewohner Dänemarks oder unſerer Vorfahren hier im Lande wiſſen, wenn es gleich keineswegs an Erzählungen davon fehlt. Mit der Verbreitung des Chriſtenthums, oder genauer ungefähr mit Gorm dem Alten, der in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lebte, fängt unſere Geſchichte an etwas zuverläſſiger zu werden, obgleich ſie noch immer ſehr dunkel und unvollſtändig iſt. Faſt Alles, was jener Zeit voraus liegt (Jahr 900), iſt uns bloß in Sagen und ſolchen Nachrichten erhalten, in welchen es ſehr ſchwierig iſt das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden. Selbſt rückſichtlich der Cultur unſerer Vorfahren ſind wir nicht einmal völlig im Reinen. Man hat zwar dieſem Uebelſtande dadurch abzuhelfen geſucht, daß man ſeine Zuflucht zu den Nachrichten über Norwegen und Schweden nahm, und aus dieſen abnahm, wie es auch hier in Dänemark zugegangen ſein müßte.

Wir werden aber leicht ſehen, daß dieſes Verfahren nicht ganz befriedigend ſein kann. Denn wenn auch Dänen, Schweden und Norweger als Völker deſſelben Stammes in enger Verbindung mit einander geſtanden haben, ſo iſt doch damit nicht geſagt, daß ſie dieſelben Einrichtungen, Sitten und Gebräuche gehabt hätten. Namentlich mußten die verſchiedenen natürlichen und climatiſchen Verhältniſſe der ſcandinaviſchen Länder viele und keineswegs unbedeutende Verſchiedenheiten bei den Bewohnern hervorrufen, etwas, das auch zahlreiche Thatſachen beſtätigen.

Allein, könnte man fragen, wie werden wir dann hoffen können mit der Zeit zu einer einigermaßen klaren Kenntniß der Vorzeit unſeres Vaterlandes zu gelangen? Durch die aufbewahrten ſchriftlichen Nachrichten kann dieſes nun, wie wir gezeigt haben, nur zum Theil geſchehen. Es muß alſo nothwendig etwas Anderes hinzutreten, das theils neue Thatſachen an den Tag bringen, theils zur Aufklärung und Beſtätigung desjenigen dienen kann, was in den alten Schriften berichtet wird. Dies erkennend hat man angefangen den Blick auf die unverwerflichen Denkmäler aus dem Alterthum zu richten, die wir an denjenigen Steinſetzungen und Grabhügeln, die im Lande zerſtreut herum liegen, ſo wie auch an den vielen verſchiedenen Alterthümern, die aus jenen herausgegraben werden, haben. Es war ein ganz richtiger Gedanke, daß wir durch die Unterſuchung und Vergleichung dieſer wahrſcheinlich einſt zum Theil die gewünſchten Aufklärungen müßten finden können, weil ſich nicht annehmen läßt, daß wirkliche Ueberbleibſel aus dem Alterthum im Laufe der Zeit in dem Maße, als mündliche Berichte, verändert worden ſeien.

Wir ſchreiten jetzt zur Erörterung, wiefern dieſe Meinung durch die neuern Unterſuchungen über die Denkmäler aus dem Alterthum Beſtätigung gefunden. Um die Darſtellung möglichſt klar und deutlich zu machen, wird es nach unſerer Anſicht am angemeſſenſten ſein zuerſt die aus der Erde aufgegrabenen Alterthümer zu betrachten. Die Beſchreibung der feſtſtehenden Denkmäler oder der Steinſetzungen und Grabhügel und endlich eine allgemeine Ueberſicht wird darauf folgen.

Erſte Abtheilung.

Von unſern Alterthümern.

Da Sammlungen von Alterthümern zu dem Zwecke angelegt wurden für die Geſchichte Aufklärungen herbeizuſchaffen, ſo war es eine Selbſtfolge, daß, ſobald einige wenige Gegenſtände eingeſandt waren, man auch anfing dieſe zu erläutern. Das Verfahren hiebei aber war im Anfange offenbar unrichtig. Es zeigte ſich nämlich gleich, daß die vorgefundenen Alterthümer unter ſich überaus verſchieden waren, indem ſie bald aus Stein zugehauen, bald ſehr hübſch aus Metall geformt waren. Wiewohl es nun allgemein angenommen ward, daß unſer Vaterland von mehrern Völkerſtämmen bewohnt geweſen ſei, ſo glaubte man doch, alle Alterthümer müßten einem und demſelben Volke gehört haben: dem zuletzt eingewanderten Stamme, den ſcandinaviſchen Gothen nämlich, von welchen wir unſere Herkunft ableiten. Auf dieſe Weiſe wurden natürlich Sachen aus den verſchiedenſten Zeiten unter einander gemiſcht. Wir werden davon ein treffendes Beiſpiel anführen, um ſo mehr weil die hierin ausgeſprochene Anſicht noch immer nicht ſelten in Rede wie in Schrift ſich geltend macht.

Es iſt bekannt genug, daß häufig hier aus der Erde künſtlich zugehauene Steine in der Form von Keilen, Hämmern, Meißeln, Meſſern u. ſ. w. aufgegraben werden. Dieſe, meinten Viele, hätten gewiß nie als Geräthſchaften gedient, da ſich ja zu einigem Nutzen mit einem Steine weder hauen noch ſchneiden ließe. Man nahm daher an, ſie ſeien einſt von unſern Vorfahren bei denjenigen Opferungen benutzt worden, die während des Heidenthumes den Götzen angeſtellt wurden. So würden, ſagte man, die Hämmer aus Stein gebraucht, um damit die Opferthiere vor die Stirn zu ſchlagen; nachdem der Opferprieſter darauf mit einem Meißel, gleichfalls aus Stein, die Haut abgeſtreift hätte, würde das Fleiſch mit ſteinernen Meſſern zerſchnitten u. ſ. w. Die Steinſetzungen und Hügel, in denen ſich dergleichen Sachen fänden, wären dann theils Opferſtätten, theils heilige Götterhäuſer und Gerichtsſtätten geweſen. Als aber eine große Maſſe von Alterthümern aus Stein

nach und nach geſammelt wurde, und da viele Exemplare deutliche Spuren ſehr ſtarker Abnutzung an ſich trugen, ſo fing man an gegründeten Zweifel zu hegen, ob ſie auch als Opfergeräthſchaften angewandt worden wären. Endlich wurde man darauf aufmerkſam, daß noch heut zu Tage auf mehrern Inſeln der Südſee und an andern Orten wilde Völkerſtämme leben, die, ohne den Gebrauch der Metalle zu kennen, ſich ſteinerner Geräthſchaften bedienen, die durchaus dieſelbe Form und Beſchaffenheit haben wie diejenigen, welche in ſo bedeutender Menge hier in Dänemark aus der Erde aufgegraben werden. Ja, was noch mehr war, es wurde nachgewieſen, auf welche Weiſe jene Wilden von ſo einfachen, und, wie es ſcheint, unbrauchbaren Geräthſchaften Nutzen haben können. Niemand wird daher länger in Zweifel ziehen, daß auch unſere ſteinernen Alterthümer wirklich als Geräthſchaften gebraucht worden ſeien zu Zeiten, wo man das Metall entweder gar nicht kannte, oder dieſes doch ſo ſelten und koſtbar war, daß es nur in den Beſitz der Allerwenigſten gelangen konnte. Daß Dergleichen hier im Lande nicht der Fall geweſen ſein kann, während unſere Vorfahren, oder die Gothen, hier gewohnt haben, leuchtet aus allen geſchichtlichen Nachrichten ein; wir müſſen daher den Urſprung der ſteinernen Alterthümer in einer frühern Zeit ſuchen, und zwar, wie wir bald ſehen werden, bei den erſten Bewohnern unſeres Vaterlandes.

Nachdem es ſo einmal nachgewieſen war, daß keineswegs alle Alterthümer ſich aus einer und derſelben Zeit herſchreiben, ſo erhielt man ein beſſeres Auge für die Beobachtung ihrer Verſchiedenheiten. Schon jetzt können wir daher mit Sicherheit behaupten, daß unſere Alterthümer aus der heidniſchen Zeit ſich auf drei Hauptclaſſen aus drei verſchiedenen Zeiträumen ſich beziehen laſſen. Zu der erſten Claſſe werden alle ſteinernen Alterthümer etc. gerechnet, von welchen man annehmen muß, daß ſie aus dem ſogenannten „Steinalter“ oder aus der Zeit herrühren, als der Gebrauch der Metalle zum Theil unbekannt war. Die zweite Claſſe umfaßt die älteſten Metallſachen; dieſe waren noch nicht von Eiſen, ſondern von einer eigenen Metallmiſchung: Kupfer und etwas wenigem Zinn zuſammengeſchmolzen, dem man den Namen „Bronze“ gege-

ben hat, wonach der Zeitraum, in dem dieſelbe gemeiniglich gebraucht wurde, das „Bronzealter“ genannt worden iſt. Endlich werden zur dritten Claſſe alle Sachen aus der Zeit, in welcher Eiſen allgemein gekannt und verbreitet war, oder aus „dem Eiſenalter“ gerechnet.

Wir werden jetzt dieſe drei Claſſen jede für ſich betrachten, und fangen ſo am natürlichſten mit der älteſten, oder mit dem ſogenannten Steinalter an.

I. Alterthümer aus dem Steinalter.

Dänemark iſt durch eine gewaltſame Naturumwälzung aus dem Schooße des Meeres aufgetaucht. Nach und nach wurden ſeine nackten Kiesbänke mit Zitteräſpenwäldern bedeckt. Als aber das Land ſich hob und die Feuchtigkeit mehr und mehr abnahm, ſo verſchwand die Zitteräſpe, nachdem ſie durch mehrere Vegetationen hindurch der Fichte, die ſich jetzt überall ausbreitete, den Weg gebahnt hatte. Dieſes Nadelholz erhielt ſich ſehr lange, endlich aber mußte auch dieſes einer ganz andern Baumart, dem Laubholz nämlich, Platz machen. Im Anfange jedoch konnte die Buche noch nicht hier wachſen. Zuerſt war das Land mit der Eiche, der ſogenannten Wintereiche, die von der nunmehr gewöhnlichen „Sommereiche“ verſchieden iſt, bewachſen; hierauf traten Erlenwälder hervor, und endlich war Alles ſo vorbereitet und entwickelt, daß die lichte ſchöne Buche ihre Kronen über das ganze Land ausbreiten konnte.

Daß Dänemark in den alleräLteſten Zeiten, ehe es ſeine jetzige Vegetation bekam, jene vier Perioden durchgemacht hat, läßt ſich deutlich aus den alten Waldmooren nachweiſen, in welchen man noch Holzſtämme von jeder einzelnen Periode her ſchichtenweiſe über einander liegen findet. Da ſie gemeiniglich umgeworfen ſind, ſo haben Viele geglaubt, die Veränderungen in den Vegetationen ſeien durch gewaltſame Naturbegebenheiten, als Sturm und Waſſerfluth, hervorgerufen. Dieſes iſt jedoch keineswegs wahrſcheinlich. Wahrſcheinlicher vielmehr iſt, daß die Bäume von Zeit zu Zeit in die Moore herunter gefallen, und daß die verſchiedenen

Ablöſungen gradezu die Folge einer ruhigen Entwickelung der Natur ſind. An die beſondern Holzarten müſſen beſondere Pflanzen und Thiere ſich angeſchloſſen haben. Zur Zeit, wo das Land mit Eichenwäldern bedeckt war, lebten ſo aller Wahrſcheinlichkeit nach hier die jetzt verſchwundenen Thiere: das Rennthier, das Elenthier und der Auerochs, von welchen wir gleichfalls in den Mooren häufig Hörner und Knochen finden. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe Thiere ſehr lange nachher ſich in den hieſigen Wäldern haben aufhalten können, und daß ſie erſt durch die Nachſtellung der Einwohner mit Schlingen und Waffen zu Grunde gegangen ſind *).

Fragen wir nun: Iſt Dänemark in irgend einer der vier Waldperioden, die der Ausbreitung der Buche vorangingen, von Menſchen bewohnt geweſen? ſo erhalten wir eine unbeſtimmte Antwort. Die älteſten geſchichtlichen Nachrichten, welche bezeugen, daß Dänemark mit Wald ſtark bewachſen war, erwähnen nirgends, daß dieſe Wälder aus andern Bäumen als Buchen beſtanden hätten. Wenn wir nun außerdem ungefähr muthmaßen können, daß die Buche wenigſtens 2 bis 3000 Jahre hier geweſen ſein, und jede der vier frühern Holzarten dieſelbe Zeit zum Hervorwachſen und Verſchwinden gebraucht haben müſſe, ſo wird es unläugbar ziemlich gewagt ſcheinen die Bewohnung Dänemarks bis auf die Erlen- oder Eichenperiode, die ſo etliche Jahrtauſende zurückliegen, hinaufzuführen. Jedoch müſſen wir bemerken, daß hier von einer Zeit die Rede iſt, aus welcher wir noch keine ſichern Nachrichten haben. Es iſt darum wohl möglich, daß Dänemark vor der Ausbreitung der Buche wirklich bewohnt geweſen iſt.

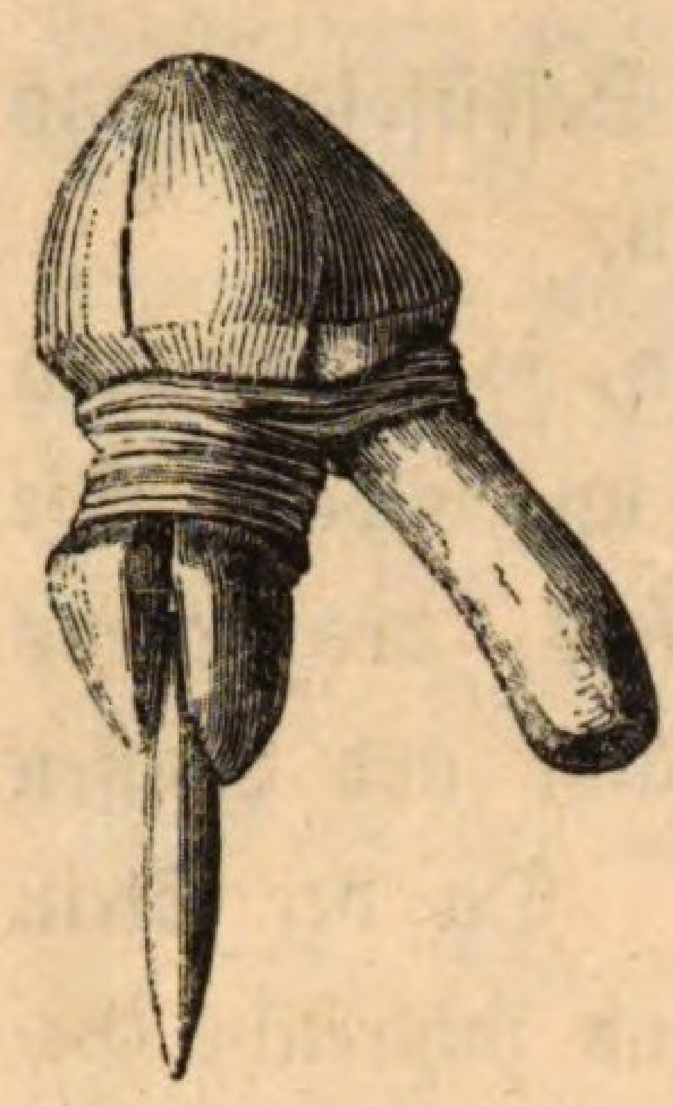
So viel ſcheint indeß unter allen Umſtänden gewiß zu ſein, daß, als die erſten Einwohner nach Dänemark kamen, welches wohl vor mehr als drei tauſend Jahren geſchehen ſein mag, ſie hier ein mit ungeheuern, ſo gut wie zuſammenhängenden Wäldern bedecktes Land vorfanden. Im Innern waren dieſe faſt undurchdringlich, rückſichtlich der Dichte aber verloren ſie ſich mehr und mehr nach der Küſte zu. Dieſe war vielleicht auch zum Theil

*) Nach J. Steenſtrup.

gänzlich von Wald entblößt; es war denn eine Selbſtfolge, daß die Einwanderer hier ihre Wohnungen aufſchlugen.

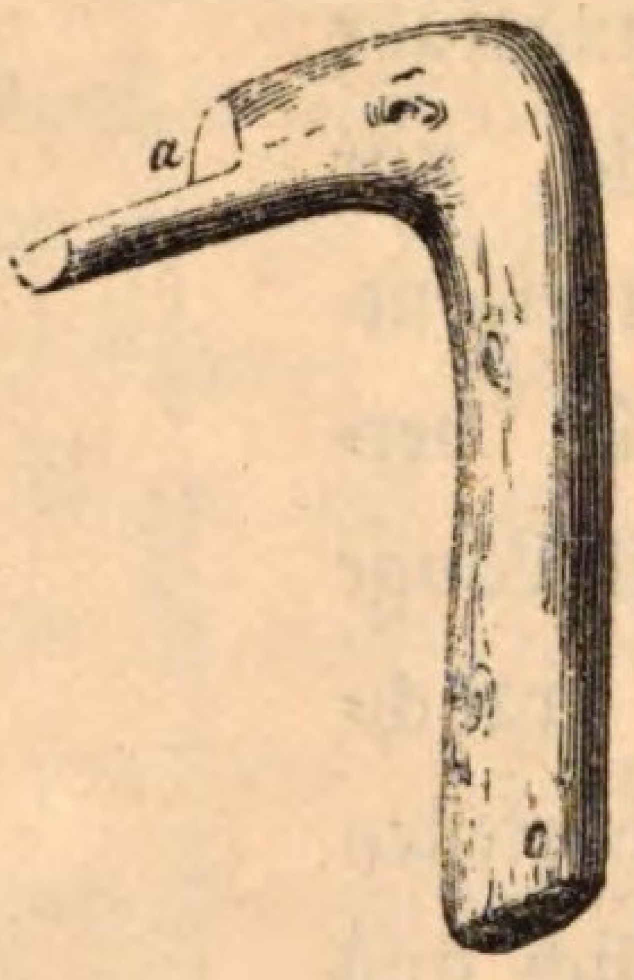
Wie die Länder damals rauh und öde waren, ſo waren auch die erſten Einwohner roh und in hohem Grade ungebildet. Sie hatten nicht die allgemeine Kenntniß des Kupfers, des Eiſens oder der Metalle überhaupt. Alle nöthigen Geräthe und Waffen bildeten ſie aus Holz, Thierknochen oder Stein. Da der Stein von Alter in der Erde nicht verzehrt wird, ſo ſind zahlreiche Geräthſchaften davon bis auf unſere Zeit aufbewahrt, nach welchen wir uns eine Vorſtellung von der Culturſtufe, auf der die Bewohner unſeres Vaterlandes damals ſtanden, bilden können.

Eine der nützlichſten Geräthſchaften, um damit Bäume zu fällen, Wohnungen zu zimmern und überhaupt Holzarbeiten zu verfertigen, war die Axt. Sie hatte ungefähr die Form unſerer jetzt gebräuchlichen Keile, nur daß ſie oft etwas breiter war und keinen eigentlichen Nacken hatte. Ihre Größe war ſehr verſchieden; man findet ſie von 15 bis 3 Zoll Länge und 4 bis 1 Zoll Breite. Um möglichſt brauchbar zu werden wurde ſie aus den härteſten Steinarten, hier zu Lande faſt ausſchließlich aus Feuerſtein, gebildet. Sie wurde erſt roh zugehauen und darnach geſchliffen, das Schleifen aber iſt bei weitem nicht immer gleich vollſtändig; man trifft ſie an allen Seiten, an den beiden breiten Seiten und endlich blos an der Schneide geſchliffen an. Dieſe iſt in der Regel ſehr ſcharf, zugleich aber gewöhnlich ziemlich dick, was die Axt ſtärker und dabei für Holzarbeiten brauchbarer machte. Urſprünglich war die Axt natürlich an einem hölzernen Stiel befeſtigt, da aber Holz bekanntlich durch langes Liegen in der Erde verfault, ſo iſt bisher bei uns ein ſolcher Stiel nicht aufbewahrt gefunden worden. Dennoch können wir mit ziemlich gutem Grund muthmaßen, daß die Axt auf dieſelbe Art mit einem Stiel verſehen wurde wie ganz ähnliche Steinäxte, die von verſchiedenen noch lebenden wilden Völkern benutzt werden. Demgemäß war ſie nämlich entweder an einem krum-

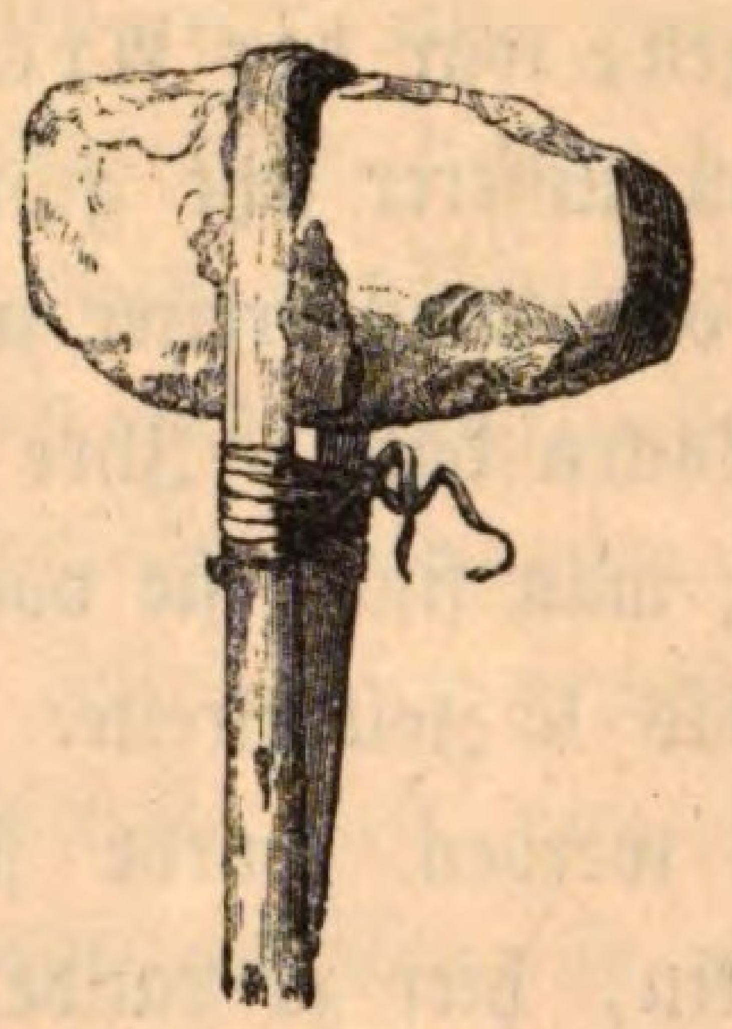


men oder geraden Stiel feſtgemacht. Der krumme Stiel war theils geſpalten (wie man an der hier abgebildeten Axt ſieht, die auf einer Inſel der Südſee gebraucht worden iſt) ſo daß der Stein in die Spalte eingeſetzt und mit Baſt oder Darmſaiten feſtgebunden wurde; man erreichte ſo den Vortheil, daß der Stein, je länger mit der Axt gehauen wurde, deſto feſter zum Sitzen kam; theils war der Stiel mit einem Einſchnitt verſehen, weil man dadurch, daß man den oberſten Theil der Axt ans Holz feſtband, ſo daß der Nacken gegen den Einſchnitt anſtieß, wie hier (1) bei a, verhüten

1.



2.



wollte, daß ſie durch häufigen und ſtarken Gebrauch aus den Fugen käme und ausglitte. Der gerade Stiel war gewiß immer geſpalten, weil es aber ſchwieriger iſt hierin die Axt feſtzuhalten, ſo ſehen wir (2), daß die Wilden, die ſie noch gebrauchen, oft den Stein mit Pech belegen und darauf vermittelſt Riemen und Bänder den Stiel um dieſelbe ſtark zuſammenklemmen. Auf dieſe oder wenigſtens ähnliche Weiſe ſind wahrſcheinlich vorzugsweiſe diejenigen unſerer Steinäxte, die kennbar eine ſchräge zugeſchliffene Schneide haben, befeſtigt geweſen.

Es leuchtet indeſſen ein, daß die älteſten Einwohner, oder, wie wir ſie nennen können, die Urbewohner, nicht ſonderlich weitgekommen ſein würden, wenn ſie z. B. einen großen alten Baum bloß mit einem ſo ſchlechten Werkzeug, wie der Steinaxt, fällen ſollten. Ohne Zweifel verfuhren ſie dabei wie die Wilden, die, wenn ſie mit Steinäxten Bäume fällen, folgendermaßen Feuer zu

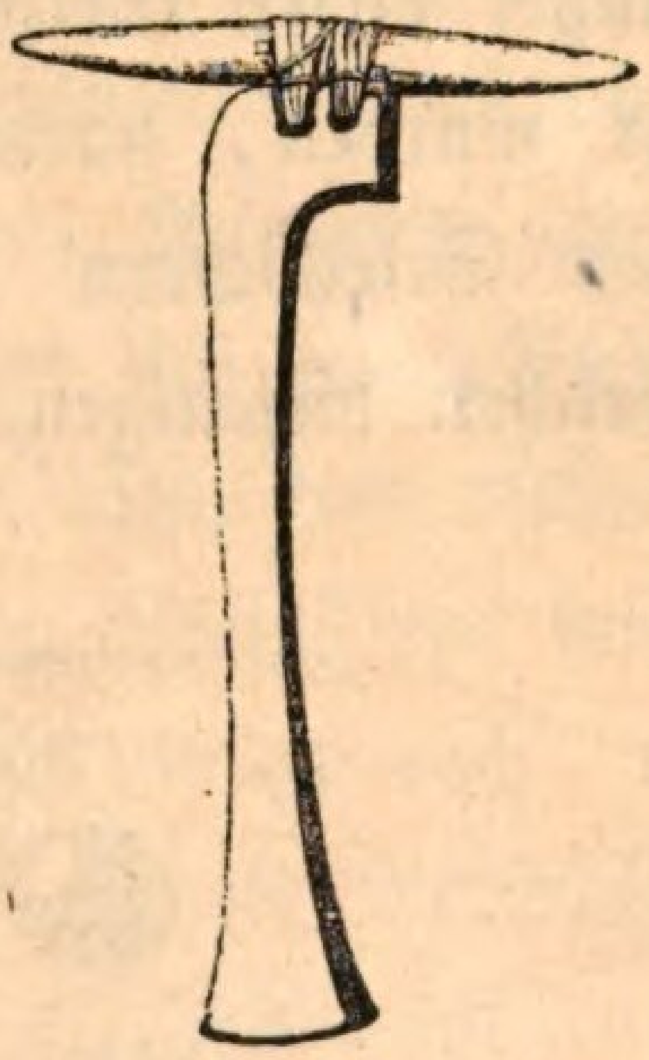
Hülfe nehmen. Mit der Axt wird zuerſt einige Rinde von dem Baume abgeſchält, der gefällt werden ſoll. In die dadurch hervorgebrachte Höhlung werden Kohlen gelegt, die ſo lange angefacht werden, bis ſie ausgebrannt ſind. Hiedurch hat ſich denn etwas vom Stamme verkohlt; dies wird mit der Axt weggehauen; friſche Kohlen werden abermals hineingelegt und dergeſtalt fortgefahren, bis der Baum abgeſengt iſt. In unſern Torfmooren hat man auch uralte Holzſtämme angetroffen, die wirklich mit Steinäxten durch Hülfe des Feuers gefällt zu ſein ſcheinen.

Es kann denn auch kaum dem Zweifel unterworfen ſein, daß ihre Kähne damals ſehr einfacher Art ſein mußten. Aus mehrern aufgegrabenen Ueberbleibſeln können wir ſchließen, daß die Urbewohner nach der gewohnten Weiſe wilder Nationen den Baumſtamm nur an der Wurzel und am Wipfel abgeſengt und darnach durch Feuer ausgehöhlt haben, bis er auf dem Waſſer daß Gleichgewicht halten konnte. Zu dieſer Arbeit ſind ſicherlich die ſogenannten Hohlmeißel (vielleicht richtiger Schrotäxte) aus Stein (1) an-

1.

2.

3.

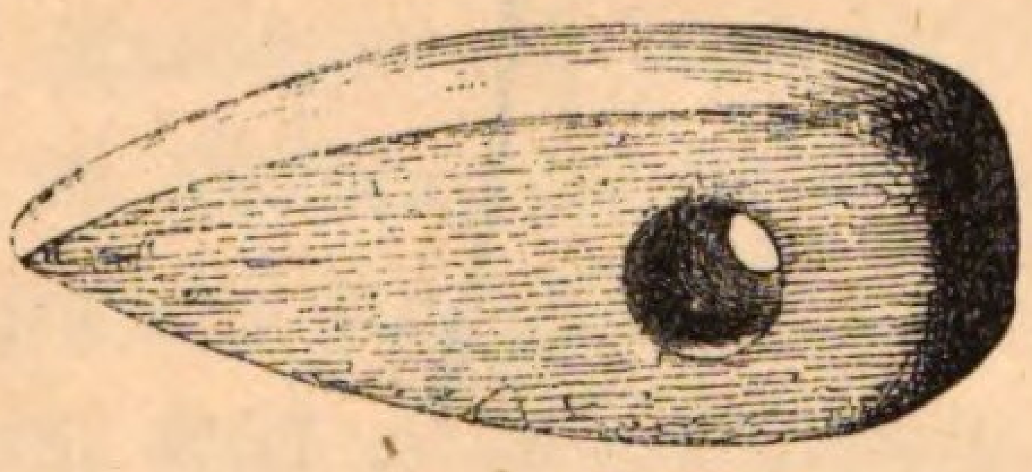


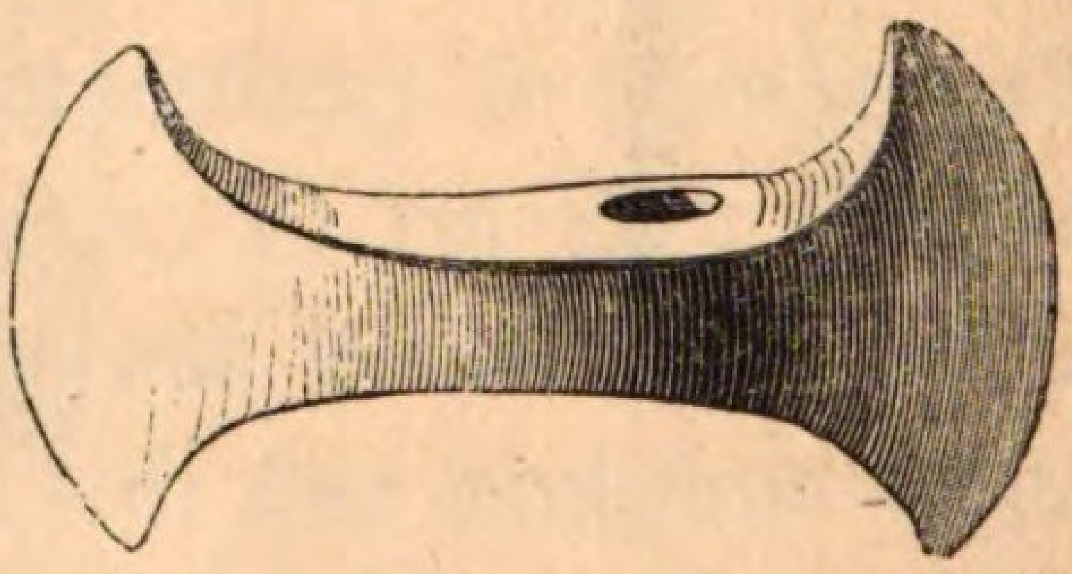
gewandt worden. Sie ſind aus Feuerſtein ebenſo wie die Aexte gebildet, und von dieſen nur darin verſchieden, daß die Schneide immer auf ſehr ſorgfältige Weiſe hohlgeſchliffen iſt. Zu den Werkzeugen in dieſem Zeitalter muß man ferner einige lange ſchmale viereckige Steinſtücke (2), die man Schmalmeißel genannt hat, rechnen. Sie ſind immer aus Feuerſtein, von 11 bis 3 Zoll lang, ſcharfgeſchliffen und ſcheinen an hölzernen Stielen durch angefeuchtete Riemen feſtgebunden geweſen zu ſein, wie oben (3) die Abbildung eines ähnlichen von einer Inſel der Südſee zeigt. Die Meſſer, die mit

gleichem Nutzen in der Haushaltung angewandt und bei Arbeiten gebraucht werden konnten, ſind aus Feuerſtein zugehauen, zweiſchneidig mit breitem Blatt, und häufig mit einem in den Stein ſelbſt eingehauenen Griff verſehen. Nicht ſelten war dieſer ſogar mit ſchönen regelmäßigen Zierathen geſchmückt. Zu andern Zeiten war der Griff weniger gut zugehauen, wenn er umwickelt oder in Holz eingeſetzt zu werden beſtimmt war. Die Meſſer kommen gewöhnlich in einer Größe von 3 bis 12 Zoll vor. Sie ſind faſt

nie geſchliffen, wahrſcheinlich weil die Schneide ſo dünn zugehauen iſt, daß ſie in den meiſten Fällen durch Schleifen entzweigehen würde. Es giebt auch krumme gleichſam halbmondförmige Meſſer aus Feuerſtein, die zuweilen mit Sägezähnen verſehen ſind, daher ſie auch Sägeblätter genannt werden.

Außer dieſen Geräthſchaften, die zum Theil in hölzerne Stiele eingeſetzt wurden, hatten die Urbewohner noch ſolche, die mit förmlichen Stiellöchern durchbohrt waren, nämlich Hämmer, unter welchen diejenigen, deren Stielloch dem Nacken nahe iſt, ge-



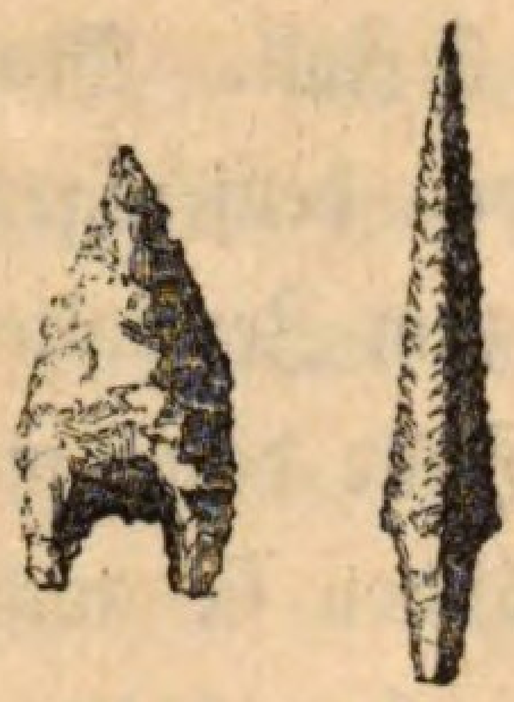


wöhnlich Aexte genannt werden. Man findet ſie nicht von Feuerſtein, ſondern von weichern Steinarten, vornehmlich Trapp, der ſchwerer und weniger ſpröde iſt als der Feuerſtein. Das Bohren des Stielloches ſcheint in der älteſten Zeit auf ganz einfache Weiſe unternommen zu ſein, vielleicht bloß mit einem Pflock und Sand und Waſſer; das Loch wurde nämlich zuerſt von der einen, dann von der andern Seite gebohrt; zuletzt wurde es in der Mitte durch-

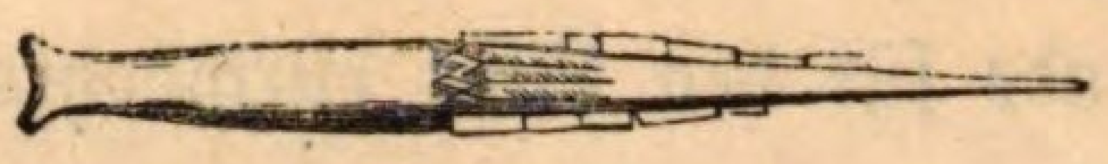
gebrochen. Ihre Länge fällt zwiſchen 12 und 2 bis 3 Zoll. Man hat nicht ohne Grund geglaubt, daß die einfachſten von denjenigen, deren Nacken abgeründet oder flach ſind, als Keile zum Zerſpalten der Bäume angewandt worden ſeien, in welchem Falle dann mit hölzernen Keulen auf ſie geſchlagen wurde. Indeß können ſie auch, wie die netter verarbeiteten Hämmer, ſowohl in der Haushaltung als im Nothfall auch im Kampfe als Streithämmer gedient haben. Es darf hier nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß ſich einzelne Male in der Erde Hämmer von Knochen, nämlich Hirſchgeweih, die an dem einen Ende für den Stiel durchbohrt, an dem andern als Schneide geſchärft waren, gefunden haben — ein Zeugniß davon, wie die Urbewohner in Ermangelung des Metalls ſich auch mit Geräthſchaften andern Stoffes, als des Steines, ſich zu behelfen ſuchen mußten.

Stellen wir uns klar vor, was das heißt mit metallenen Werkzeugen unbekannt zu ſein und anſtatt derſelben dergleichen einfache und höchſt unvollkommene ſteinerne Geräthſchaften, wie wir ſie nun beſchrieben haben, benutzen zu müſſen, und erinnern wir dabei, daß Dänemark zu der Zeit ein rauhes, unangebautes und ſehr bewaldetes Land war, ſo ſieht man leicht ein, daß die Urbewohner kaum ſonderlich viel Fleiß auf den Ackerbau angewandt haben können. Denn wenn auch die Wälder ſich durch Feuer ausrotten ließen, und ſelbſt wenn ſich annehmen läßt, daß mehrere von den quer in krummen Holzſtielen befeſtigten Steinärten möglicherweiſe als Erdhacken anwendbar geweſen, ſo waren doch, um den Boden recht urbar zu machen, größere und beſſere Geräthſchaften, als die damals vorhandenen, erforderlich. Dagegen wieſen natürliche Verhältniſſe ihnen Jagd und Fiſcherei als ihre wichtigſten Erwerbsquellen an. Die Wälder boten Wildprett und die Gewäſſer Fiſche in Ueberfluß dar, und endlich konnten ſie von ihren Wohnungen aus an den Küſten mit gleicher Leichtigkeit in den Wäldern jagen und im Meere fiſchen.

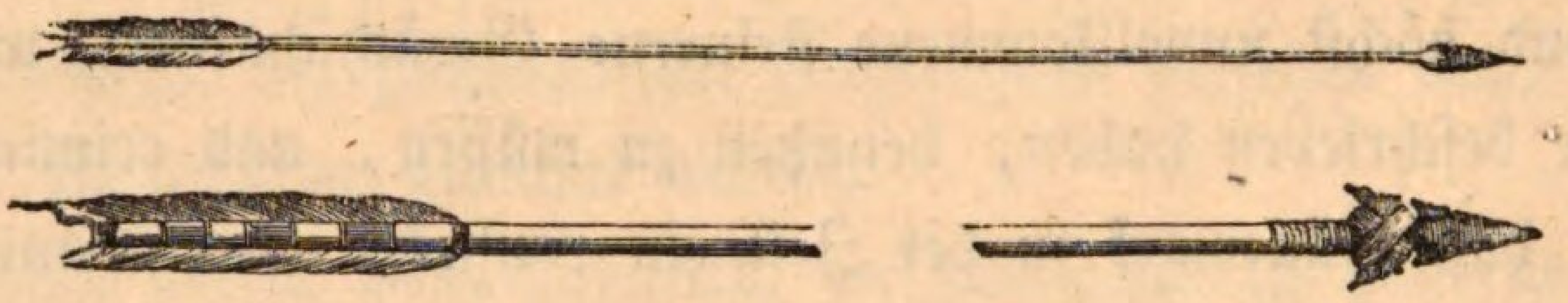
Beweiſe dafür, daß ſie wirklich eine ſolche Lebensarten führten, ſind die in der Erde häufig vorkommenden Jagdwaffen und Fiſchgeräthſchaften von Stein und Knochen. Un-



ter den Jagdwaffen zeichnen ſich vorzüglich die Pfeilſpitzen aus. Sie ſind häufig aus Feuerſtein, ein paar Zoll lang, und bald dreieckig oder platt, bald herzförmig, welche letztern in der Regel mit ſolcher Sorgfalt zugehauen ſind, daß die Seiten ſogar ſehr fein gezackt ſind. Eine eigene Art Pfeile ſind einige ſchmale Knochenſtücke, in welche Splitter von Feuerſtein eingeſetzt ſind. Die Splitter ſind überaus dünn und klein

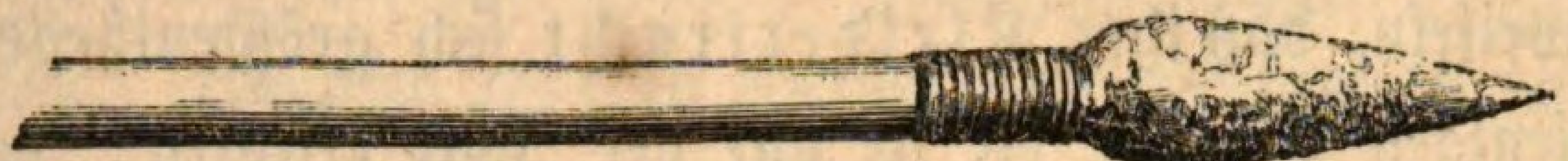


und durch eine Art Kitt in den Vertiefungen, die in die Seiten eingeſchnitten ſind, befeſtigt. Aus der Art, wie die ſteinernen Pfeilſpitzen in gewiſſen Ländern noch benutzt werden, können wir muthmaßen, daß die unſrigen an den Enden von Röhren oder feinen



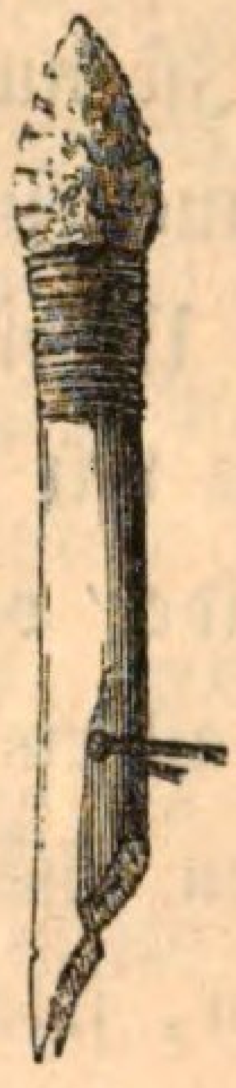
hölzernen Stäben befeſtigt geweſen ſind. Sie wurden alsdann mit dem Bogen d. h. einem ſtarken Zweige, der durch eine an beiden Enden feſtgemachte Schnur gebogen ward, fortgeſchoſſen. Dergleichen jedoch ſind bisher hier in dem Norden nicht gefunden worden; ſie haben nämlich, indem ſie von Holz waren, dem Looſe vor Alter in der Erde verzehrt zu werden nicht entgehen können. Mit dieſen Schießgewehren, möchte man indeſſen glauben, würde Nichts auszurichten ſein. Es iſt aber eine Thatſache, daß die Völker, die noch heut zu Tage ähnliche einfache Bogen und Pfeile gebrauchen, eine erſtaunliche Fertigkeit mit denſelben zu ſchießen beſitzen. Mit der größten Leichtigkeit treffen ſie den Vogel im Fluge, ſogar in ziemlich bedeutender Entfernung, ja man hat Beiſpiele, daß, z. B. in Braſilien, der Schütze ſich auf den Rücken niederwirft, den Bogen mit den Füſſen abdrückt und deſſenungeachtet ſeine Beute trifft. Gegen Geflügel und andere kleinere Thiere würden zwar die ſteinernen Pfeile wohl gute Dienſte leiſten können, gegen größere Thiere aber,

namentlich gegen den Auerochſen, das Elenthier, das Rennthier, den Hirſch und das wilde Schwein, waren ſie offenbar unzulänglich, inſonderheit weil jene Thiere oft wüthend werden, ſobald ſie angeſchoſſen ſind. Die Jäger ſcheinen daher auf ihren Jagdzügen nicht allein mit einem Meſſer oder Jagddolch, wie dem oben (S. 12) abgebildeten, ſondern auch mit einer in einem langen hölzernen Stiel befeſtigten Lanze bewaffnet geweſen zu ſein. Dieſe war aus



Feuerſtein ungefähr in derſelben Form wie das Meſſer zugehauen, ausgenommen, daß ſie keinen eigentlichen Griff hatte, ſondern ſpitz dem Ende zulief, um in dem Stiel befeſtigt werden zu können.

Die Geräthſchaften, die zum Fiſchfang angewandt wurden, haben großentheils jetzt, da die Stiele vermodert ſind, ſo viele Aehnlichkeit mit den Jagdgeräthen, daß es faſt unmöglich iſt, eine beſtimmte Grenzlinie zwiſchen beiden zu ziehen. So haben z. B. die Harpunen ohne Zweifel ganz dieſelbe Form wie die Pfeilſpitzen gehabt. Sie wurden gewiß, wie früher bei den Grönländern, in einen hölzernen oder knöchernen Stiel eingeſetzt; am Ende deſſelben war ein Loch gebohrt, in welches man einen längern Stiel hineinſteckte, um die Harpune mit größerer Kraft gegen den Fiſch ſchleudern zu können. Die Harpunen wurden indeſſen nicht ſo ſehr um den Fiſch zu tödten, als vielmehr um ſeine Fahrt zu hemmen und ihn ſo leichter einzuholen geworfen. Um ihn zu tödten bediente man ſich derſelben oder ähnlicher Lanzen als derjenigen, die auf der Jagd benutzt wurden. Daß übrigens von den älteſten Zeiten her Gebrauch geweſen iſt Fiſche durch Angeln zu fangen, ſieht man daraus, daß zuweilen aus der Erde ſolche, die aus Feuerſtein gebildet ſind, aufgegraben werden. Aehnliche aus Knochen werden noch auf entlegenen Inſeln gebraucht. Es ſind auch oft Steine gefunden worden, die gebraucht zu ſein ſcheinen, um damit die Angelſchnüre



ſinken zu machen. Sie ſind theils rund mit einer Furche um die Mitte herum, theils flach wie Scheiben und durchbohrt. Möglich iſt es jedoch, daß man ſchon damals das Fiſchernetz, wenn es auch nur ſehr einfach eingerichtet war, gekannt hat, in welchem Falle die ebengenannten Senkſteine auch da gute Dienſte leiſten konnten.

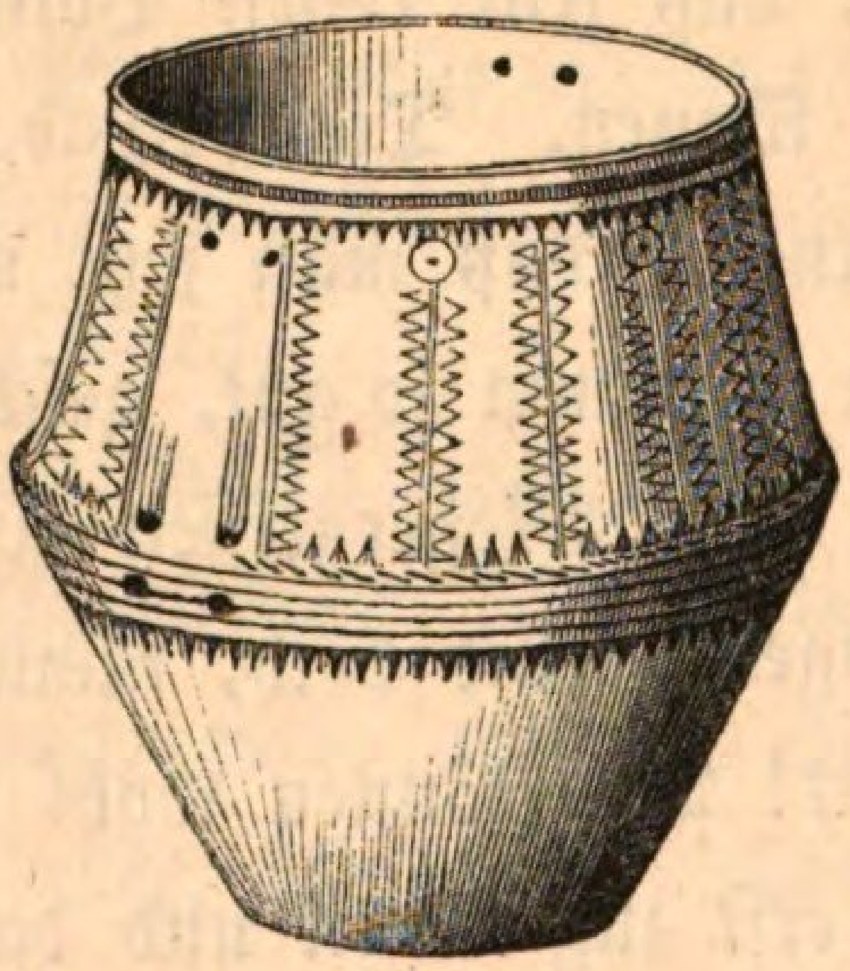
Der Lebensart, welche die Urbewohner führten, zufolge iſt kaum zu zweifeln, daß ihre Kleidertracht ſich größtentheils auf die Felle derjenigen Thiere, die ſie auf der Jagd erlegten, beſchränkt haben müſſe. Dieſe Vermuthung erhält Beſtätigung dadurch, daß verſchiedene Leichen, in Thierhäute eingehüllt, von Zeit zu Zeit aus unſern Torfmooren aufgegraben worden ſind. Dieſe Häute waren auf höchſt einfache Weiſe ohne Zwirn mit ganz dünnen Fellſtreifen zuſammengenäht; neben einigen derſelben wurden außerdem Schuhe gefunden, die aus einem einzelnen hinten zuſammen genähten Stück Fell beſtanden, das durch Schnürriemen über dem Fuß feſtgehalten ward. Iſt nun gar anzunehmen, daß vielleicht die meiſten dieſer Leichen aus einer ſpätern Zeit herrühren, zumal weil zugleich neben denſelben Ueberreſte von gewebtem wollenem Zeug entdeckt wurden, ſo können wir doch mit Wahrſcheinlichkeit aus ihrer Tracht ſchließen, daß Kleider von Fell in einer ältern und rohern Periode nicht weniger allgemein geweſen ſeien.

Von ſchönem und koſtbarem Schmuck konnte noch nicht die Rede ſein, ſolange der Stoff nur Stein, Knochen, Holz oder Bernſtein war, und ſolange die Werkzeuge, womit man ihn verarbeitete, größtentheils aus Feuerſtein zugehauen wurden. Die Geſchmeide ſcheinen daher auch bloß theils aus großen rundlichen und durchbohrten Knöpfen, die gewiß vorne an der Bruſt die Kleider zuſammenhalten ſollten, theils aus Perlen beſtanden zu haben. Zu dieſen wurde meiſtens Bernſtein benutzt, den man im Lande ſelbſt an den Küſten, möglicherweiſe damals in größerer Menge, als jetzt, antraf. Die Perlen waren entweder in der Form von Aexten und Hämmern gebildet, oder abgeründet, ungefähr wie unſere jetzt gebräuchlichen, oder auch — was namentlich von den größten gilt — ganz roh, ungeformt und bloß durchbohrt. Vermeintlich waren nämlich die großen Bernſteinſtücke die köſtlichſten; man wollte daher nicht

ihre anſehnliche Größe dadurch vermindern, daß man ſie abründete oder abſchliff. Mehrere Perlen wurden dann und wann zuſam-

mengebunden und um den Hals ſo getragen, daß ſie an der Bruſt herabhingen. Zugleich wurden Perlen und Geſchmeide von verarbeiteten Thierknochen gebraucht.

Wir haben geſehen, wie die Urbewohner lebten und wirkten; wir müſſen es auch in der Kürze betrachten, wie ſie ihre Todten beſtatteten. Die Leichname wurden damals nicht verbrannt, ſondern in Kammern beigeſetzt, die von großen platten Steinen in aufgeworfenen Hügeln gebaut waren, nebſt den Geräthſchaften, Waffen und Geſchmeiden, welche die Verſtorbenen bei Leibes Leben am häufigſten benutzt hatten. Außerdem wurden neben die Leichen Gefäße von gebranntem Thon hingeſtellt. Im Allgemeinen ſind dieſe mit feiner lockerer Erde ganz angefüllt, zuweilen jedoch ſcheinen ſie Lebensmittel enthalten zu haben, die dann wohl hingeſtellt wurden, damit der Todte auf der Reiſe in die andere Welt nicht hungern möchte. Die größten irdenen Gefäße waren, wie man meint, urſprünglich als Kochgeſchirr verfertigt, welche dagegen die Beſtimmung einiger kleinern und netter verarbeiteten, die allein in den



Gräbern des Steinalters ſich finden, geweſen ſei, iſt ungewiß. Sie ſind meiſtens nur etliche Zoll hoch und nicht zum Stehen ein-

gerichtet, ſondern oben an der Mündung ſind Löcher oder kleine Henkel angebracht, an welchen ſie vermuthlich aufgehängt wurden. In den Gräbern endlich hat man einzelne Knochen, u. a. von Hirſchen, Elenttthieren, wilden Schweinen, Hunden, und öfters Zähne von Pferden gefunden, jedoch ſcheint es nicht Sitte geweſen zu ſein irgend eins dieſer Thiere, etwa den Hund allein ausgenommen, neben den Todten zu begraben. Gleichwohl lernen wir daraus, daß ſchon zu der Zeit von zahmen Thieren es wenigſtens Hunde und Pferde hier im Lande gegeben habe.

Ganz ähnliche Sachen von Stein, wie die in dieſem Abſchnitt beſchriebenen, trifft man in unſerm Norden, außerhalb Dänemarks, am häufigſten im ſüdlichen Schweden, dagegen ſie im nördlichen und in ganz Norwegen verhältnißmäßig ſehr ſelten vorkommen. Ebenfalls werden ſie häufig längs den ſüdlichen Küſten der Oſtſee, in Hannover, Holland, England, Schottland, Irland, und an mehrern Stellen in Frankreich, Spanien und Portugal angetroffen. Wahrſcheinlich iſt auch in dieſen Ländern eine Zeit geweſen, wo die Cultur auf keiner höhern Stufe, als in unſerm Vaterlande, geſtanden hat. Vereinzelter ſcheinen die Steinſachen im ſüdlichen und öſtlichen Europa vorzukommen, worüber man jedoch bisher nähere Kenntniß vermißt. Künftige Unterſuchungen werden erläutern, ob die Steinſachen auf gewiſſe Gegenden ſich beſchränken, oder ob ſie nicht vielmehr über faſt die ganze Erde verbreitet ſind. Bisher giebt es nämlich Steinſachen aus verſchiedenen Gegenden Aſiens Africas und Americas. Es muß indeß unſere Verwunderung erregen, daß jene rohen Völker ſolche ſteinerne Geräthſchaften haben bilden können. Die oben abgebildeten Pfeilſpitzen ſind ſo meiſterhaft zugehauen, daß man jetzt mit unſern künſtlichen metallenen Werkzeugen ſie kaum ſo gut, geſchweige denn beſſer, wird machen können; ja an den Meſſergriffen ſind überdieß ſehr genaue Zierathen eingeſchlagen. Und doch, nimmt man an, haben ſie das Metall nicht gekannt! Wir können wohl ſehen und begreifen, daß die Keile oder Aexte erſt zugehauen und darnach glattgeſchliffen worden ſind, denn ſelbſt Schleifſteine ſind mehrmals neben ſteinernen Geräthſchaften gefunden worden; wir können auch nachweiſen, daß die meiſten Pfeilſpitzen aus Feuerſteinſtücken, die ſie aus größern Steinen her-

auszuſpleißen verſtanden, gebildet ſind. Wie ſie aber mit einem Stein den Feuerſtein haben zuhauen können, und zwar in ſo lange und feine Stücke, ohne daß der Stein zerſplitterte, iſt uns bisher ein Räthſel. Von wilden Völkerſchaften, die noch ſteinerne Werkzeuge benutzen, hat man auch kaum befriedigende Belehrung darüber erhalten, wie ſie den Stein verarbeiten. Einige ſind der Meinung geweſen, die Urbewohner hätten verſucht das Zerſplittern des Steines dadurch zu verhüten, daß ſie ihn kochten oder, während ſie ihn zuhaueten, unter dem Waſſer hielten; Andere dagegen haben behauptet, die ſteinernen Werkzeuge könnten unmöglich mit einem Stein ſo vortrefflich zugehauen werden, ſondern ſie wären von Einzelnen, die im Beſitze des nöthigen Metalls geweſen, verarbeitet worden. Vielleicht könnte man doch einen Mittelweg einſchlagen durch die Annahme, daß in der älteſten Zeit, als Metall unbekannt war, die ſteinernen Werkzeuge die allereinfachſten Formen gehabt hätten, daß ſie aber dagegen ſpäter, nachdem Einzelne zum Beſitze des Metalls gelangt waren, auf eine ſchönere und vollkommnere Weiſe zugehauen worden wären. Es muß nämlich erinnert werden, daß die Steinſachen ohne Zweifel aus einem langen Zeitraum herrühren. Wie dem nun immerhin ſein mag: für den Augenblick vermögen wir darüber nichts Gewiſſes zu ſagen. Endlich müſſen wir ja nicht außer Acht laſſen, daß die Waffen und Steingeräthe, die ſich in dem Norden, auf Japan, in America, auf den Südſeeinſeln und anderwärts finden, größtentheils rückſichtlich der Form eine ſo auffallende Aehnlichkeit unter ſich haben, daß man manchmal leicht verſucht werden könnte zu glauben, derſelbe Mann habe ſie zugehauen. Der Grund liegt offenbar darin, daß dieſe Formen die natürlichſten, die erſten ſind, die ſich dem Denken darboten.

Die Steinſachen haben demnach nicht allein einen hohen Werth für uns als Denkmäler der früheſten Einwohner, die in den ungeheuern Wäldern Dänemarks umherwanderten, ſondern auch als Beiſpiele der erſten menſchlichen Erzeugniſſe, die die Geſchichte aufzuweiſen hat.

II. Alterthümer aus dem Bronzealter.

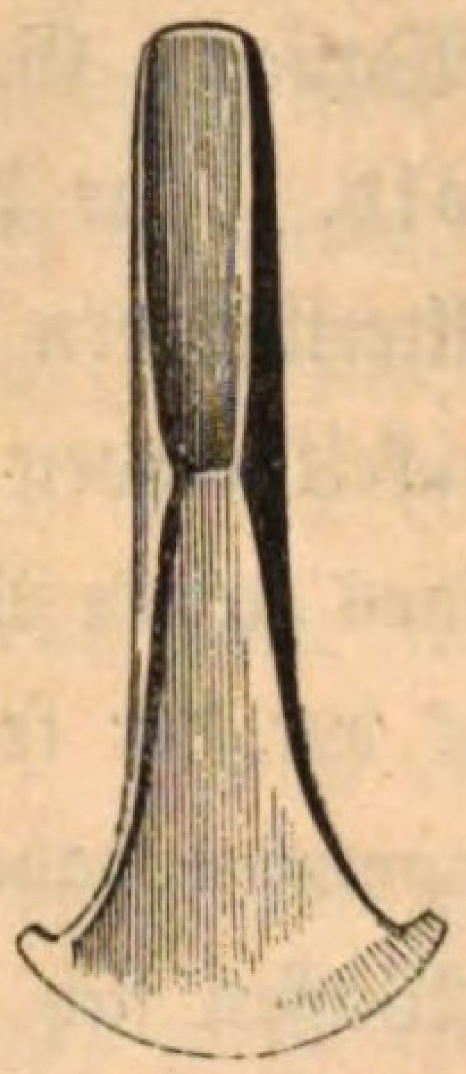
Wenn wir, ohne die Geſchichte zu berückſichtigen, ſchließen wollen, welches von den beiden Metallen: Kupfer oder Eiſen, zuerſt entdeckt und dann auch zu Werkzeugen und Waffen angewandt worden ſei, ſo müſſen wir uns ohne Bedenken an dasjenige halten, welches in der Erde als Metall am kenntlichſten iſt. Nun wiſſen wir, daß man das Kupfer ziemlich gediegen in den Gruben liegen findet, ſo daß es durch eine verhältnißmäßig geringe Ausſchmelzung brauchbar gemacht werden kann, dagegen das Eiſen in rohem Zuſtande mehr einem Stein, als dem Metall gleicht, und überdieß, um verarbeitet werden zu können, einer beſchwerlichen Schmelzung durch ſehr ſtarkes Feuer unterworfen werden muß. Von der Seite betrachtet erhellt alſo, daß man annehmen muß, das Kupfer ſei vor dem Eiſen gefunden und gebraucht worden. Dieſes wird auch ſowohl durch alte geſchichtliche Nachrichten, als durch neue Unterſuchungen der alterthümlichen Denkmäler beſtätigt. In Aſien, woher die meiſten und vielleicht alle europäiſchen Völkerſtämme ausgewandert ſind, hat man in einer beſondern Art Gräber zahlreiche Geräthe und Waffen von Kupfer aufgefunden, ja in dortigen alten längſt verlaſſenen Bergwerken Werkzeuge aufgegraben, gleichfalls von Kupfer, aus ſehr hohem Alterthum. Wir ſehen aber zugleich, daß man ſpäterhin das Kupfer zu härten und dergeſtalt zu ſchneidenden Geräthſchaften durch eine unbedeutende Miſchung beſonders mit Zinn brauchbarer zu machen ſuchte. Dadurch entſtand das Metall, dem man den Namen „Bronze" gegeben hat, und welches nach den älteſten griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern in den ſüdlichen Ländern vor dem Eiſen allgemein in Gebrauch geweſen war.

Daß eben daſſelbe auch höher gegen den Norden hinauf der Fall geweſen, und daß es namentlich hier in Dänemark einſt einen Zeitraum (das ſogenannte Bronzealter) gegeben habe, in dem Waffen und ſchneidende Geräthſchaften von Bronze waren, weil man entweder gar nicht, oder jedenfalls nur höchſt unvollſtändig das Eiſen kannte, — dies entnehmen wir mit Sicherheit aus unſern Alterthümern. Wir müſſen jedoch keineswegs glauben, daß das Bronzealter ſich nach und nach oder ſtufenweiſe bei den

Urbewohnern aus dem Steinalter entwickelt habe. Im Gegentheil! anſtatt der einfachen und gleichartigen Geräthſchaften und Geſchmeide von Stein, Knochen und Bernſtein, treffen wir plötzlich eine Menge verſchiedener prächtig aus Bronze verarbeiteter Waffen, Geräthe und Geſchmeide, die letzten gar manchmal von Gold. Der Uebergang iſt ſo ſchroff, daß wir ſchon aus den Alterthümern gleich vermuthen können, was im Folgenden weiter entwickelt werden wird, daß das Bronzealter erſt mit der Einwanderung eines neuen Völkerſtammes, der im Beſitze einer höhern Cultur, als der der frühern Einwohner, geweſen ſei, ihren Anfang müſſe genommen haben.

So wie die bronzernen Geräthſchaften und Waffen ſich übers Land verbreiteten, ſo wurden auch demzufolge die alten weniger guten Geräthſchaften von Stein und Knochen verdrängt. Dieſes geſchah jedoch bei weitem nicht ſo ſchnell, daß wir mit Beſtimmtheit behaupten könnten, es ſeien von Anfang des Bronzealters an keine ſteinernen Geräthe mehr in Dänemark gebraucht worden. Die allgemeine Verbreitung des Metalls konnte nur nach und nach vor ſich gehen. Da nämlich in Dänemark ſelbſt ſich weder Kupfer noch Zinn fand, ſo daß das Metall, als aus andern Ländern eingeführt, der Natur der Sache nach ziemlich koſtbar ſein mußte, ſo fuhren nicht allein die Aermern in einer langen Reihe von Jahren fort ſteinernes Werkzeug zu gebrauchen, ſondern es ſcheint auch, daß die Reichern, zumal im Anfang, neben ihren bronzernen Geräthſchaften einzelne ſteinerne, vorzüglich ſolche, zu denen ſonſt viel Metall erforderlich ſein würde, beibehielten. In mehrern Gräbern, die erweislich dem Bronzealter gehören, trifft man daher ſowohl Keile als Aexte, Meſſer und Pfeile, am öfteſten jedoch Hämmer von Stein, die in ſehr ſpäter Zeit angewandt geweſen ſein müſſen. Eine große Menge derſelben ſind ſowohl äußerſt ſorgfältig verarbeitet, als außerdem ganz deutlich mit förmlichen runden Metallcylindern gebohrt. Allein ungeachtet ſo Geräthſchaften von Stein und Bronze zu einer gewiſſen Zeit neben einander gebraucht wurden, ſo iſt es dennoch eine abgemachte Sache, daß zuerſt eine Periode da geweſen, während welcher man bloß den Stein zu Geräthen und Waffen gebrauchte, und daß ſpäter eine Zeit erſchie-

nen iſt, wo der Gebrauch der Bronze ſo gut wie der allein herrſchende wurde.



Zu den am häufigſten vorkommenden bronzernen Geräthſchaften gehören vornehmlich die ſogenannten Paalſtäbe (9 bis 3 Zoll lang) von der Form eines nach der Schneide zu erweiterten Schroteiſens. Mit dem ſchmalen Ende waren ſie an einem hölzernen Stiel feſtgebunden. Wahrſcheinlich wurden ſie als eine Art Aexte oder Hacken gebraucht; wenigſtens werden ähnliche von Eiſen an Holzſtielen noch auf Island als eine Art Brechſtange angewandt. Es giebt viele Paalſtäbe, die am oberſten Ende eine beſtimmte Höhlung für den Stiel haben. In einem Hügel in Jütland fand man einen ſolchen, der auf die hier

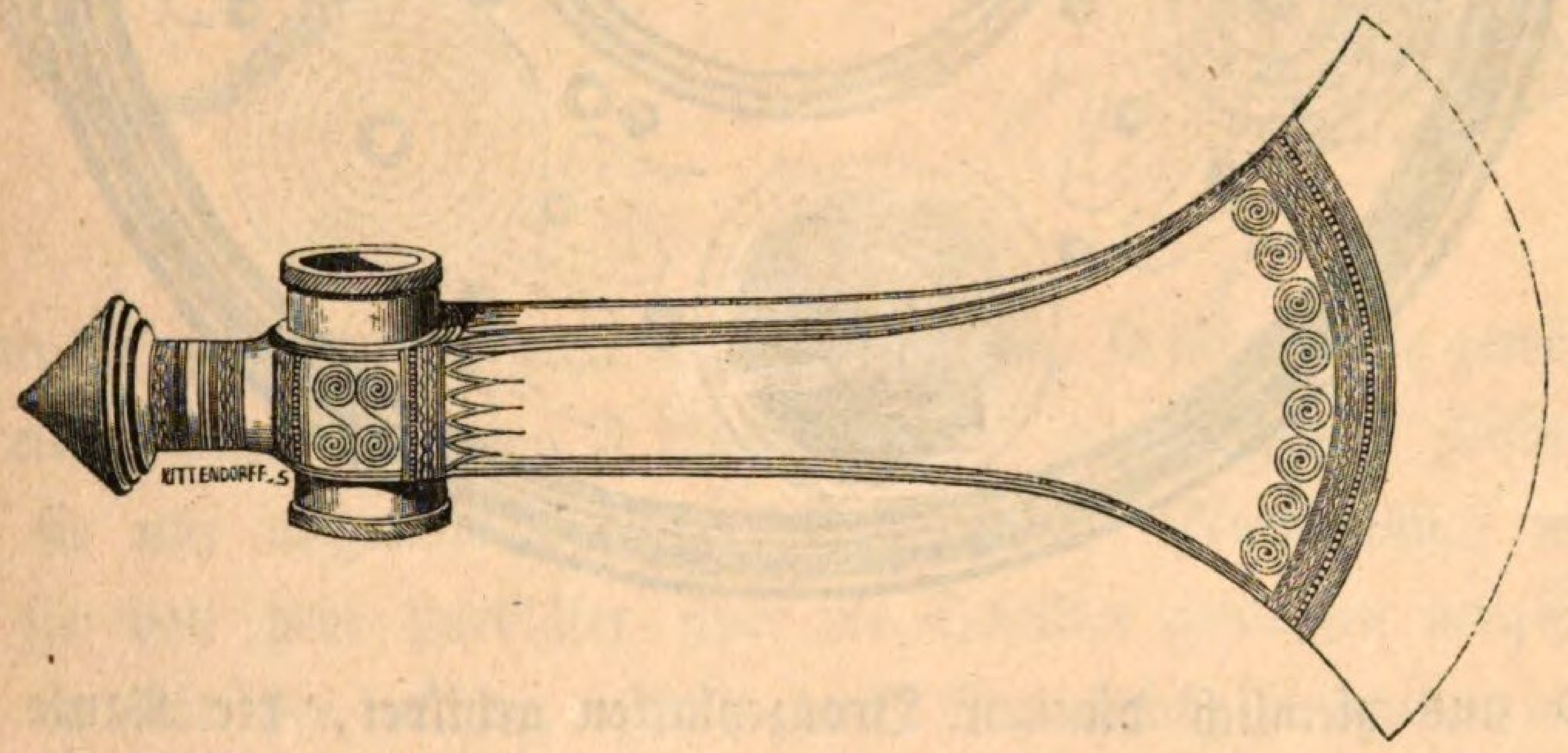
abgebildete Art in Holz feſtgemacht war. Der Stiel war nur ungefähr 8 Zoll lang und wurde unten von 3 ledernen Ringen umſchloſſen. Einzelne Male iſt auch beobachtet worden, daß der Stiel förmlich feſtgenagelt geweſen war. Nach der unbedeutenden Länge des erwähnten Stieles zu urtheilen iſt es kaum wahrſcheinlich, daß es die eigentliche Beſtimmung des Paalſtabes geweſen ſei als Waffe gebraucht zu werden. Dies geſchah wohl zuweilen, gewöhnlich aber wurde er gewiß als Werkzeug bei Holzarbeiten und beim Steinſpalten benutzt. Geräthſchaften anderer Form ſind die ſogenannten Celte. Dieſe ſind immer ausgehöhlt, um den hölzernen Stiel aufnehmen zu können; das Oehr, welches häufig an der Seite angebracht iſt, hat denn wahrſcheinlich dazu gedient jenen noch beſſer an einem Riemen feſtzuhalten. Die Aexte ſtimmen ſo ziemlich mit denjenigen überein, die wir noch immer von Eiſen haben; auch die größern Meſſer bieten nichts Eigenthümliches dar, wenn man

ausnimmt, daß einzelne krumm und ganz und gar wie eine Sichel geformt ſind. Mit ſolchen eiſernen Meſſern wird noch jetzt an vielen Orten das Korn abgeſchnitten, am häufigſten wo der Boden ſo ſteinig iſt, daß große Senſen unbrauchbar ſind.

Eine ſo bedeutende Umwälzung in der Beſchaffenheit der Geräthe, wie die von Stein zu Metall, mußte natürlich einen durchgreifenden Einfluß auf die Lebensart und ſo auch auf den Zuſtand der Cultur im Ganzen ausüben. In der älteſten Zeit waren die Einwohner genöthigt vorzugsweiſe Jagd und Fiſcherei zu treiben und ihre Wohnungen an den Küſten aufzuſchlagen, da ſie mit ihren mangelhaften Geräthen kaum im Stande waren die Urwälder mit der Wurzel auszurotten und ſich des Ackerbaus zu befleißigen — eines Nahrungszweiges, zu dem ſonſt die fruchtbaren, flachen Gegenden Dänemarks ſehr ſtark auffordern mußten. Sobald aber dieſes Hinderniß dadurch gehoben war, daß der gebildetſte und zugleich kräftigſte Theil der Bevölkerung im Beſitz brauchbarer metallener Geräthe war, ſo traten Jagd und Fiſcherei in den Hintergrund und ſtatt deſſen fing man an die Erde zu bauen. Die Einwohner fanden nun nicht länger hinlänglichen Platz an den Küſten; die Wälder im Innern des Landes wurden theils durch Feuer, theils mit der Axt ausgerottet, und ſo drangen ſie nach und nach überall vor, indem ſie zu einem Ackerbau den Grund legten, der bis auf den heutigen Tag die vorzüglichſte Erwerbsquelle Dänemarks geweſen iſt. Von der Zeit an müſſen wir wahrſcheinlich die Entſtehung der eigentlichen Dörfer rechnen; denn der Ackerbau und die damit in Verbindung ſtehenden friedlichen Geſchäfte bewogen frühe die Menſchen zuſammenzurücken, um ſowohl mit Rath und That einander unterſtützen, als in Gemeinſchaft feindliche Ueberfälle, die in jenen unruhigen Zeiten wahrſcheinlich keineswegs ſelten waren, abwehren zu können. Ueberhaupt waren die damaligen Einwohner kaum bloß friedliche Ackersleute. Schon im Steinalter hatten die Urbewohner, eine nothwendige Folge von den Einſchnitten des Meeres in Dänemark, Fahrzeuge gehabt, die jedoch wohl höchſtens nur zu kleinern Fahrten längs den Küſten und zwiſchen den verſchiedenen Theilen des Landes gebraucht wurden. Jetzt aber mußte die eingedrungene höhere Cultur, und der dadurch verurſachte Ver-

kehr mit andern Ländern, nothwendig bewirken, daß die Bewohner nicht länger mit einfachen aus Baumſtämmen ausgehöhlten Kähnen zufrieden waren, ſondern daß ſie ordentliche und beſſere Schiffe anſchafften, auf welchen ſie getroſt ſich von den Küſten in die offene See hinaus wagen konnten. Auf dem Meere umherſegeln und zu blutigem Kampfe das Schwert ſchwingen, um Ruhm und Beute zu gewinnen, iſt dabei von uralter Zeit her das Leben und die Luſt der Einwohner des Nordens geweſen. Sie waren demnach ohne allen Zweifel ſowohl Seeleute als Krieger. — Denkmäler eines lebhaften Zuſammentreffens mit Fremden und zahlreicher Gefechte ſind namentlich die Waffen, die in auffallender Menge aus den Hügeln aufgegraben werden, in welche ſie neben der Aſche der Helden, die ſie getragen hatten, hineingelegt wurden. Unter den Waffen ſind beſonders die Schwerter zu bemerken. Sie finden ſich ſo häufig, daß man ſchon im Beſitze mehrerer Hunderte iſt, und doch ſind unzählige im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen und die Erde deckt gewiß noch die größte Zahl derſelben. Sie ſind immer ziemlich kurz, ſelten mehr als 5 Viertelellen lang, meiſtens aber kleiner, und haben eine Schneide nach beiden Seiten, ſo daß das Blatt in der Mitte am dickſten iſt. Vielleicht wurden deshalb häufig die Schwerter mehr zum Stechen als zum Hauen gebraucht. Die Griffe waren theils von Holz und an einer Griffſpitze mit Nägeln befeſtigt, theils waren ſie von Bronze über einen thönernen Kern gegoſſen, wozu der Grund wahrſcheinlich darin zu ſuchen iſt, daß das Metall damals koſtbar war. Ein ſeltenes Mal wurden die Griffe mit goldenen Platten belegt, oder auch mit Golddrath umwunden. Es iſt nicht überflüſſig zu bemerken, daß jene Griffe ſtets ſehr klein geweſen ſind; denn wir können daraus mit Grund muthmaßen, daß die Menſchen, die die Schwerter benutzten, mittelmäßiger Größe nnd keineswegs ſolche Rieſen waren, wie die ältern Einwohner Dänemarks nach der

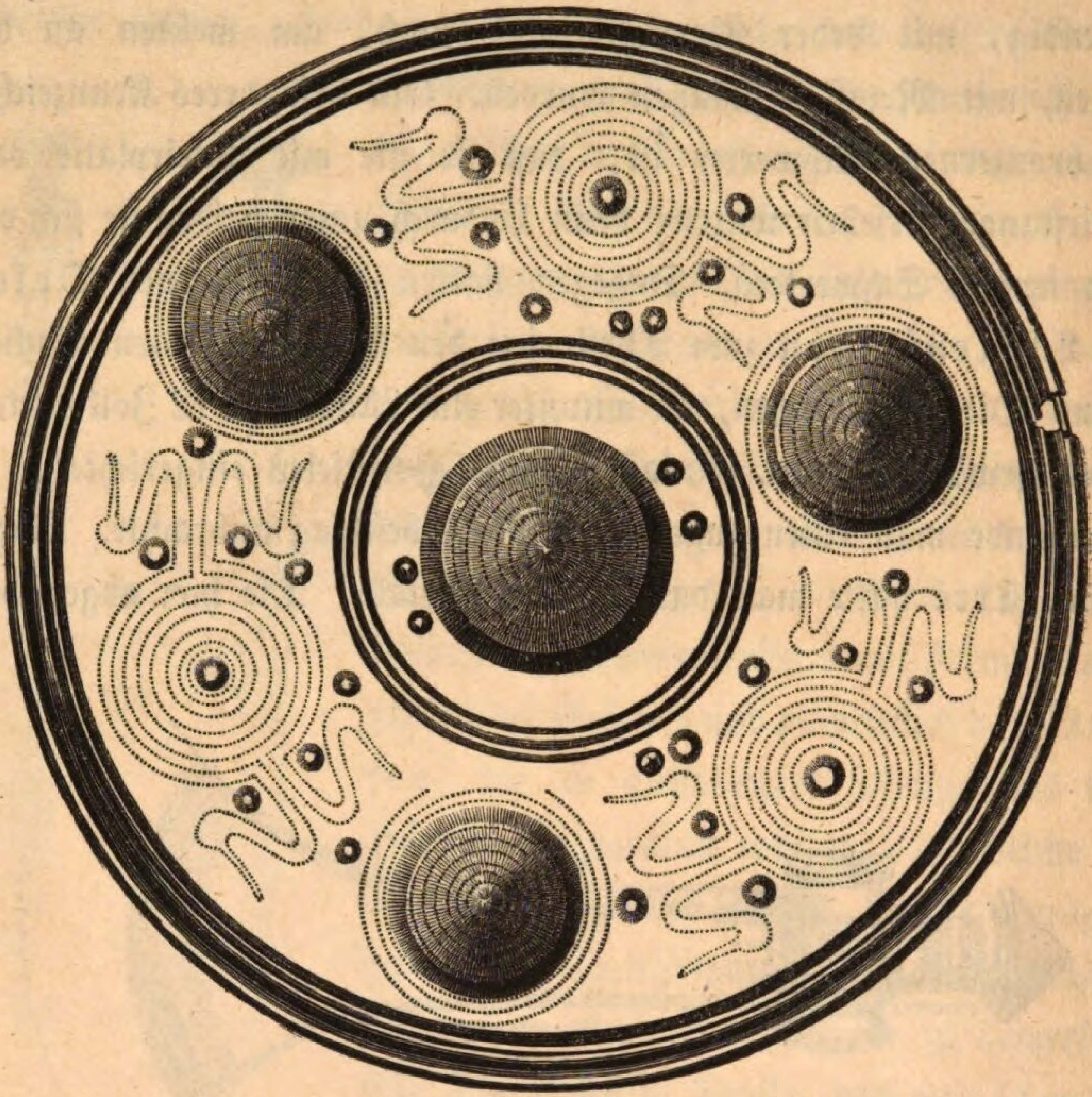
Vorſtellung Vieler geweſen ſind. Für die Schwerter wurden hölzerne Scheiden gebraucht, die, mitunter ſowohl auswendig als inwendig, mit Leder überzogen und auch, am meiſten an den Enden, mit Metall beſchlagen wurden. Ein beſonderes Kennzeichen der bronzernen Schwerter iſt, daß ſie nie mit Parirplatte oder Parirſtange verſehen waren; denn hiedurch unterſcheiden ſie ſich von allen neuern Schwertern. Dagegen hatten die bronzernen Dolche und Lanzenſpitzen zum Theil eine den ſpätern eiſernen ähnliche Form. Die Lanzenſpitzen, die mitunter eine Länge von 12 Zoll hatten, waren gewöhnlich zum Einlaſſen eines Holzſtieles eingerichtet, an deſſen Ende man einen zugeſpitzten Metallbeſchlag anbrachte. Sogar Streitärte hatte man damals von Metall. Die hier abgebildete



iſt von ſehr bedeutender Größe. Sie iſt 15 Zoll lang und wiegt nicht weniger als 7 Pfund. Daß dergleichen anſehnliche Streitärte von Bronze im Alterthum nicht ſehr ungewöhnlich geweſen ſeien, wird daraus erſehen, daß man außer der eben erwähnten noch zwei ähnliche in Scandinavien gefunden hat, die eine auf Fühnen, die andere in Schonen, von welchen jedoch bloß die letzte mit Spiralverzierungen geſchmückt iſt. Außerdem ſind wahrſcheinlich die oben unter den Geräthſchaften erwähnten Aexte bei mehrern Gelegenheiten zugleich als Streitwaffen benutzt worden.

Nicht allein ſchafften ſie ſich ſolche für die damalige Zeit prächtige und koſtbare Angriffswaffen an, ſie waren auch darauf bedacht ſich im Kampfe gegen Schwerthiebe zu decken. Man hat ſo drei große runde Schilde, ganz von Bronze, gefunden, von welchen der kleinſte, den wir hier abgebildet ſehen, gegen 19 Zoll,

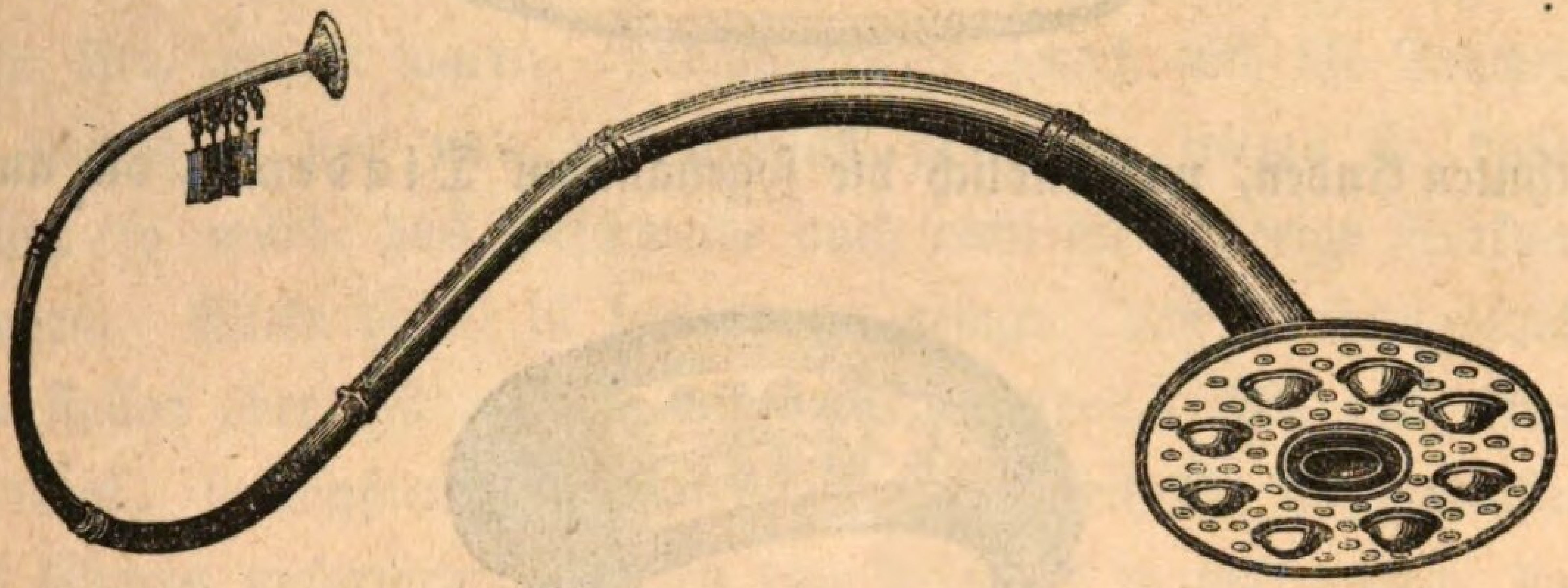
die beiden andern etwa 24 Zoll im Durchmeſſer enthalten. Sie



ſind aus ziemlich dünnen Bronzeplatten gebildet, die Kante aber iſt über einen dicken Metalldrath gebogen, weil die Schwerthiebe ſonſt leicht zu tief in den Schild hätten einſchneiden können. Die Handhabe beſteht aus einer Querſtange, die an der Hinterſeite der mittlern runden Erhöhung angebracht iſt; dieſe iſt nämlich hohl, damit für die Hand Platz wäre. Im Allgemeinen jedoch waren die Schilde außer allem Zweifel etwas einfacher Art, wie z. B. von Holz, mit Leder belegt und wohl auch mit Metall gerändert. Es giebt zugleich einige runde Metallplatten mit einer emporſtehenden Spitze, die dann, wie man vermuthet, die Mitte ſolcher Schilde bedeckt haben. Sie ſind gewöhnlich ſehr hübſch verarbeitet und mit derſelben Art Spiralverzierungen, wie die oben abgebildete Streitaxt, geſchmückt.

Von Helmen iſt bisher ein einzelner Ueberreſt entdeckt worden, nämlich das Stück, welches das Kinn barg, nebſt zwei Stäbchen, die übers Geſicht gingen. Das Kinnſtück iſt zum Theil vergoldet, das heißt mit einer dünnen Goldplatte belegt, und an

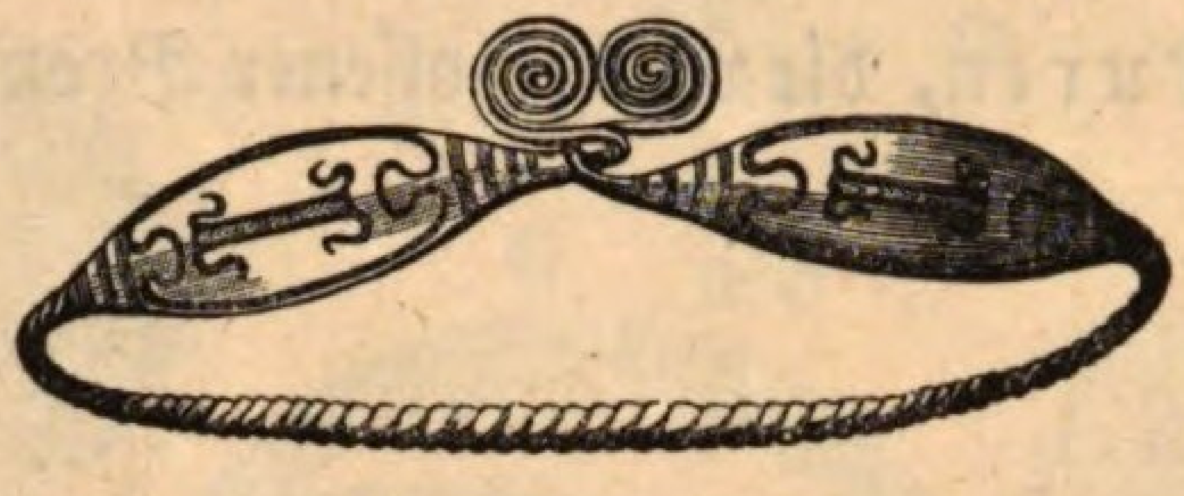
der ganzen Außenſeite deſſelben ſind die ſchönſten Spiralverzierungen eingegraben. Obgleich es nur ein Bruchſtück iſt, ſo iſt es doch hinreichend um zu zeigen, daß Helme damals wirklich im Gebrauch geweſen ſind. Für Kriegstrompeten, mit denen das Zeichen zum Angriff ꝛc. gegeben wurde, muß man ohne Zweifel die merkwürdigen ſogenannten Luren, die von gegoſſener Bronze waren, anſehen.



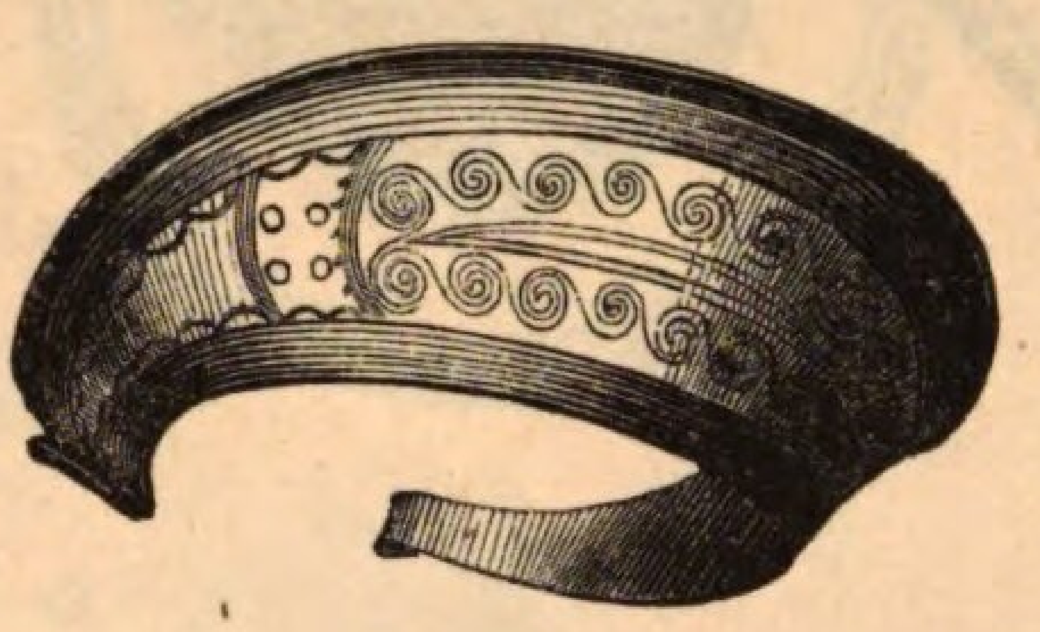
Wenn ſie geradeaus geſtreckt gedacht werden, ſo würden ſie gewöhnlich eine Länge von etwa 3 Ellen haben; in gebogenem Zuſtande ſind ſie nur ungefähr 7 Viertelellen lang. Muthmaßlich wurden ſie von dem Lurbläſer über die Schulter geworfen dergeſtalt daß er mit der rechten Hand das Mundſtück umfaßte, während er mit der linken unten dicht an der breiten Scheibe feſthielt. Weil dieſe ſo von vorne geſehen wurde, ſo iſt ſie mit runden Erhöhungen und Ringverzierungen geſchmückt. An einer einzelnen Lur hat ſich eine lange Metallkette gefunden, die an dem Mundſtück und dem entgegengeſetzten Ende feſtgemacht war, und ſo gute Dienſte leiſtete, wenn der Lurbläſer ausruhen wollte, oder wenn er die Lur einen weiten Weg tragen ſollte. Mehrere Luren ſind ſo gut erhalten, daß ſich noch mit denſelben blaſen läßt; der Schall iſt jedoch nicht ſo dumpf, wie man glauben möchte; in dieſer Rückſicht können ſie nur zwiſchen das Waldhorn und die Trompete geſetzt werden.

Da die Waffen und die zum Kriegsweſen überhaupt gehörigen Sachen ſolcher Art waren, ſo kann es uns nicht Wunder nehmen, daß das Volk ſchon eine bedeutende Menge zum Theil ſehr geſchmackvoller Geſchmeide gehabt hat. Große Haarnadeln,

ungefähr eine halbe Elle lang, mit Knöpfen, Goldbelegung und allerlei Zierathen geſchmückt; Kämme, theils aus Bronze, theils aus kleinen zuſammengenieteten Knochenſtücken verfertigt; Haarringe in den verſchiedenſten Formen, zuweilen mit breit ausge-

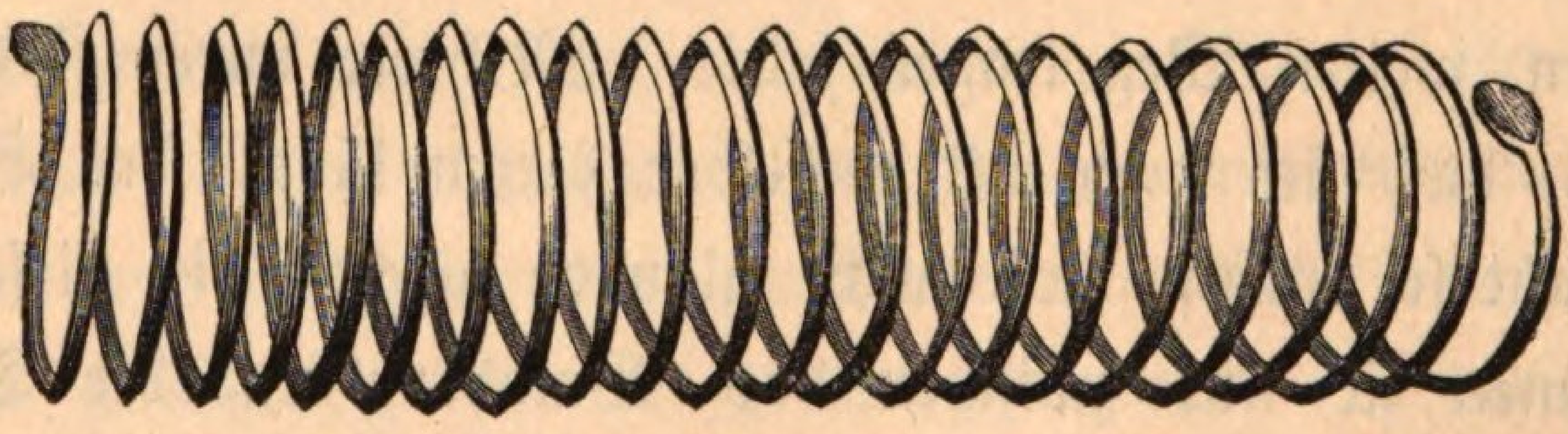


dehnten Enden, und endlich die ſogenannten Diademe, die außer



allem Zweifel über der Stirn befeſtigt waren, u. m. zeigen uns, daß der Haarſchmuck unter den Geſchmeiden der damaligen Zeit einen nicht geringen Platz eingenommen habe.

Auch um den Hals trugen ſie Ringe, die oft hohl waren, ohne Zweifel um mit irgend einem weichen Stoff angefüllt zu werden, wodurch man den Druck des Ringes verminderte, demſelben ein prächtigeres Anſehen verſchaffte, und zugleich Metall ſparte. Dem Bronzealter durchaus eigenthümlich ſind die großen in Spiralform aufgewundenen Armbänder, die in der Regel über 12 Zoll



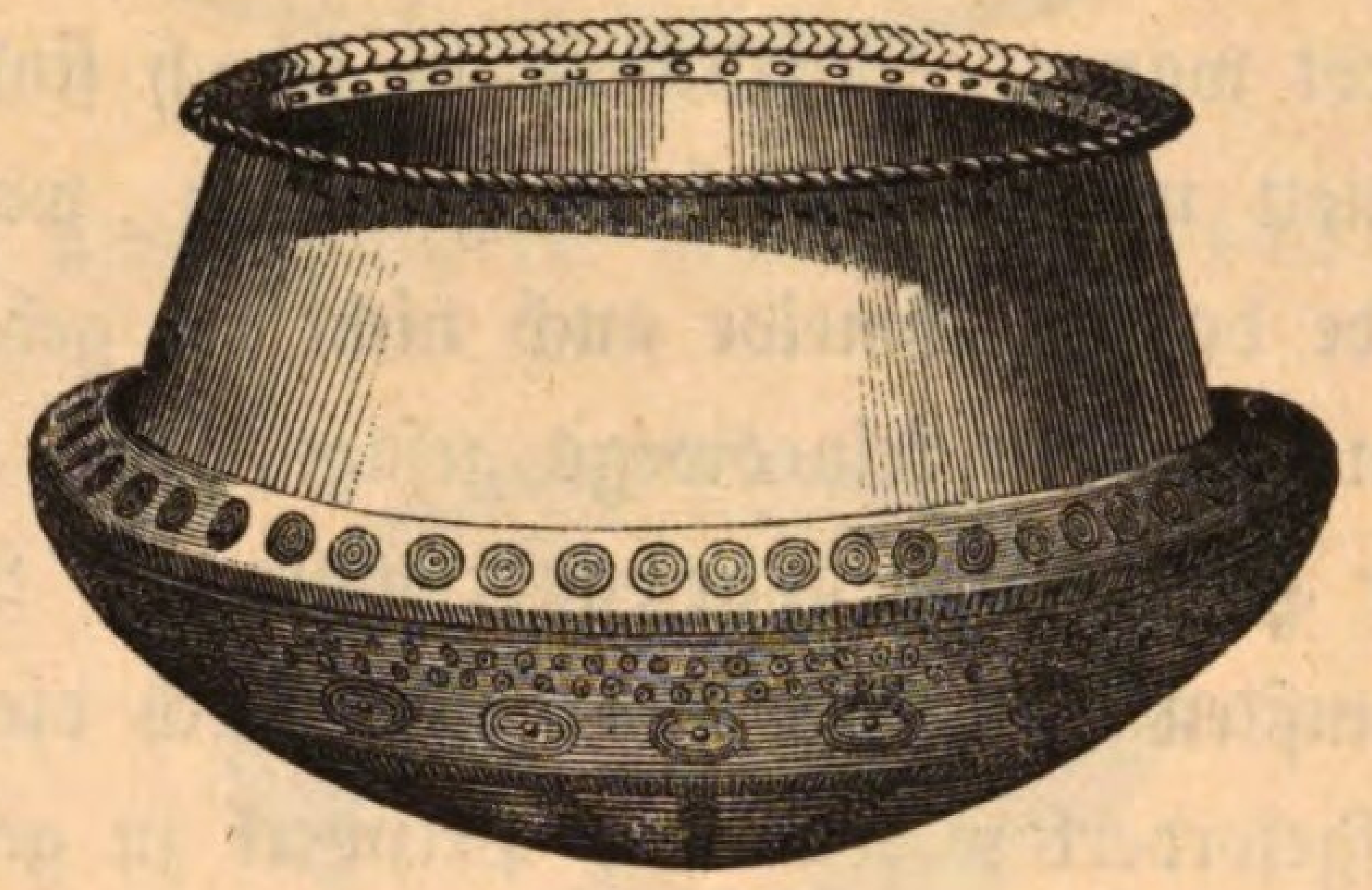
lang waren und ſo faſt den ganzen Arm bedecken konnten. Ihre Biegſamkeit gewährte den Vortheil, daß ſie erweitert werden konnten, ſo wie der Arm an Umfang wuchs. In einzelnen Fällen würde durch ſie ſogar der Arm gegen Schwerthiebe geſchützt ſein.

Wie indeſſen die *Kleidertracht* geweſen ſei, die am gewöhnlichſten in Verbindung mit jenen Geſchmeiden gebraucht wurden, wiſſen wir nicht mit Gewißheit Daß die Einwohner im Bronzealter doch nicht nach Art der Urbewohner meiſtens in Thierhäute gekleidet geweſen, können wir aus ihrem Culturzuſtande ſchließen, um ſo mehr, weil in den Gräbern aus dieſer Periode kleine Stücke Wollenzeug angetroffen werden, vermuthlich Ueberreſte ganzer in der Erde verzehrter Kleidungsſtücke, die, freilich auf ziemlich einfache Art, gewebt waren. Möglicherweiſe jedoch ſind die Trachten oft gar ganz nett und geſchmackvoll geweſen; waren ſie dieſes nicht, ſo würde das Geſchmeide auch nicht die gehörige Wirkung machen. Allein damit iſt keineswegs geſagt, daß Kleidungsſtücke von Fellen oder Häuten nie angewandt wurden. Wo nicht durch Anderes, ſo mußten die Einwohner doch durch die Beſchaffenheit des Climas aufgefordert werden das Pelzwerk zu gebrauchen, das mit leichter Mühe im Lande ſelbſt zu haben war. Die Kleider wurden entweder durch *Doppelknöpfe* zuſammengeheftet, die durchaus unſern Hemdsknöpfen glichen, oder durch *Schnallen*, die zum Theil in Brillenform aus zwei runden durch eine Stange verbundenen Metallplatten beſtanden, an deren Hinterſeite ein Schnallendorn angebracht war Die Schnallen findet man auch in andern Formen; ſo ſind ſie bisweilen bald aus einem geraden, bald aus

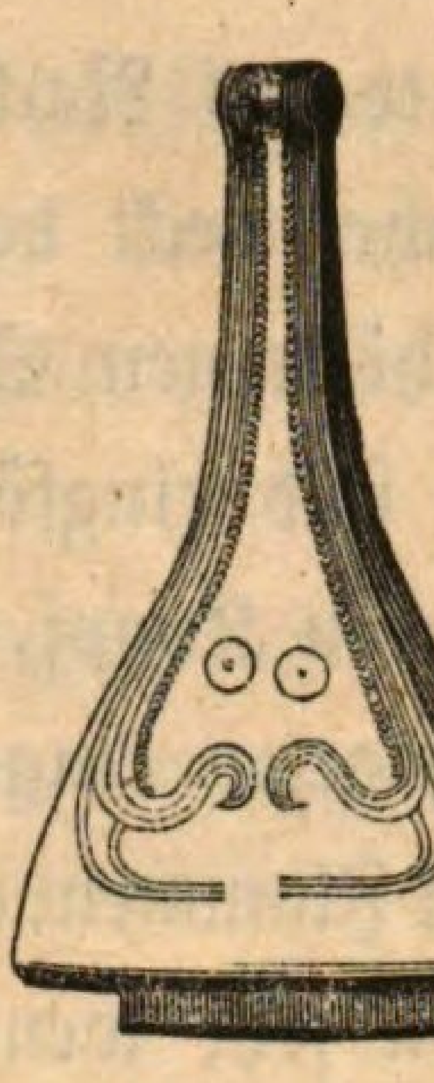
einem krumm gebogenen Metallſtück gebildet und mit einer Spiralfeder, die in einen ſpitzen Dorn endet, der in eine Art Oehr eingelegt wird, verſehen.

Alle dieſe bronzernen Waffen und Geſchmeide, die wir hier betrachtet haben, ſind, wenn ſie aus der Erde aufgegraben werden, gewöhnlich mit einem grünlichen Roſt überzogen, und haben ſo ihr urſprüngliches Anſehen verloren. Wird aber der Roſt abgenommen, ſo wird man finden, daß die Bronze ein ſo ſchönes Metall iſt, daß man es leicht für Gold halten könnte, wenn man nicht wüßte, daß dieſes, ſo lange es auch in der Erde liegen mag,

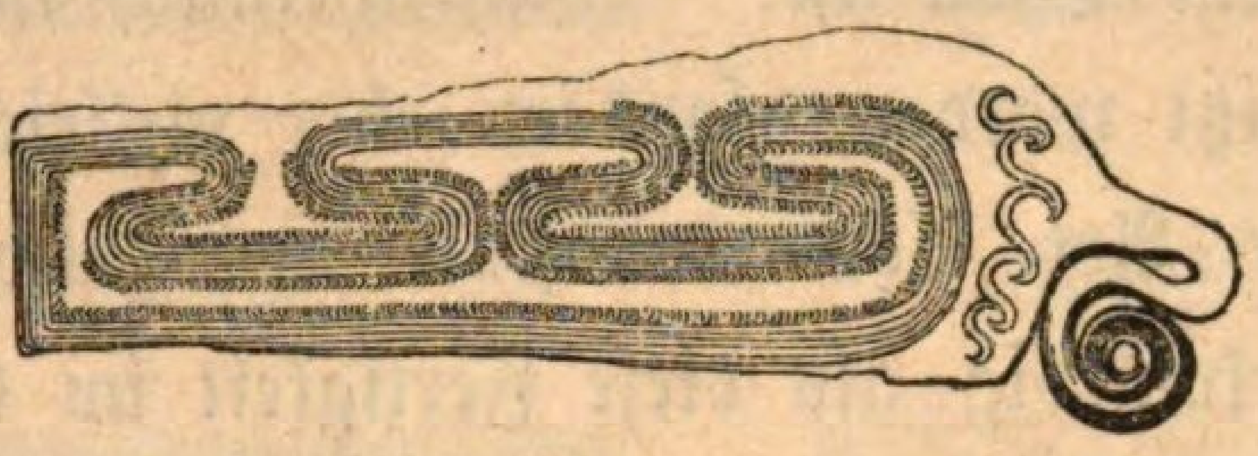
nimmer roſtet. Das Gold ſelbſt war jedoch nach dem, was oben über Belegung mit Gold an Schwertern, Helmen und Knöpfen bemerkt iſt, zu jener Zeit keineswegs unbekannt. Es wurde ſowohl zu Armbändern als Fingerringen angewandt, die oft aus Golddräthen gebildet ſind, die auf dieſelbe Weiſe wie die Fäden an den großen bronzernen Armbändern in Spiralform aufgewunden werden. Mehrmals hat man ſogar ganze Schalen von Gold ange-



troffen, unter welchen die beiden zuletzt gefundenen, die bei Boeslunde in der Nähe von Slagelſe aufgepflügt wurden, einen Durchmeſſer von 7 Zoll an der Mündung und eine Höhe von 4 Zoll haben. Die übrigen bekannten jedoch ſind freilich um einen großen Theil kleiner. Wozu dieſe ausgezeichneten Schalen beſtimmt geweſen ſeien, iſt nicht leicht anzugeben, weil ſich nichts neben denſelben fand, das in dieſer Rückſicht einige Aufklärung hätte geben können Einige ſind der Meinung geweſen, die größern wären als Aſchenkrüge gebraucht worden. Es war nämlich Sitte im Bronzealter die Leichname der Verſtorbenen auf großen Scheiterhaufen zu verbrennen, wonach die kleinen übrig gebliebenen Knochenſtücke nebſt der Aſche in den ſogenannten Aſchenkrügen in Grabhügel hinabgeſetzt wurden. Die Aſchenkrüge waren freilich gemeiniglich Thongefäße, in deren Verarbeitung man jedoch damals keine ſonderliche Tüchtigkeit beſaß; allein ſie kommen auch von Metall vor und zeichnen ſich dann in der Regel durch ihre nette Form und ihre geſchmackvollen Verzierungen aus. Wenn die Aſche und die vom verbrannten Leichnam übriggebliebenen Knochenſtücke in die Krüge gelegt wurden, ſo beobachtete das Volk übrigens die Sitte über die Gebeine und in die Mitte des Kruges verſchiedene Kleinigkeiten

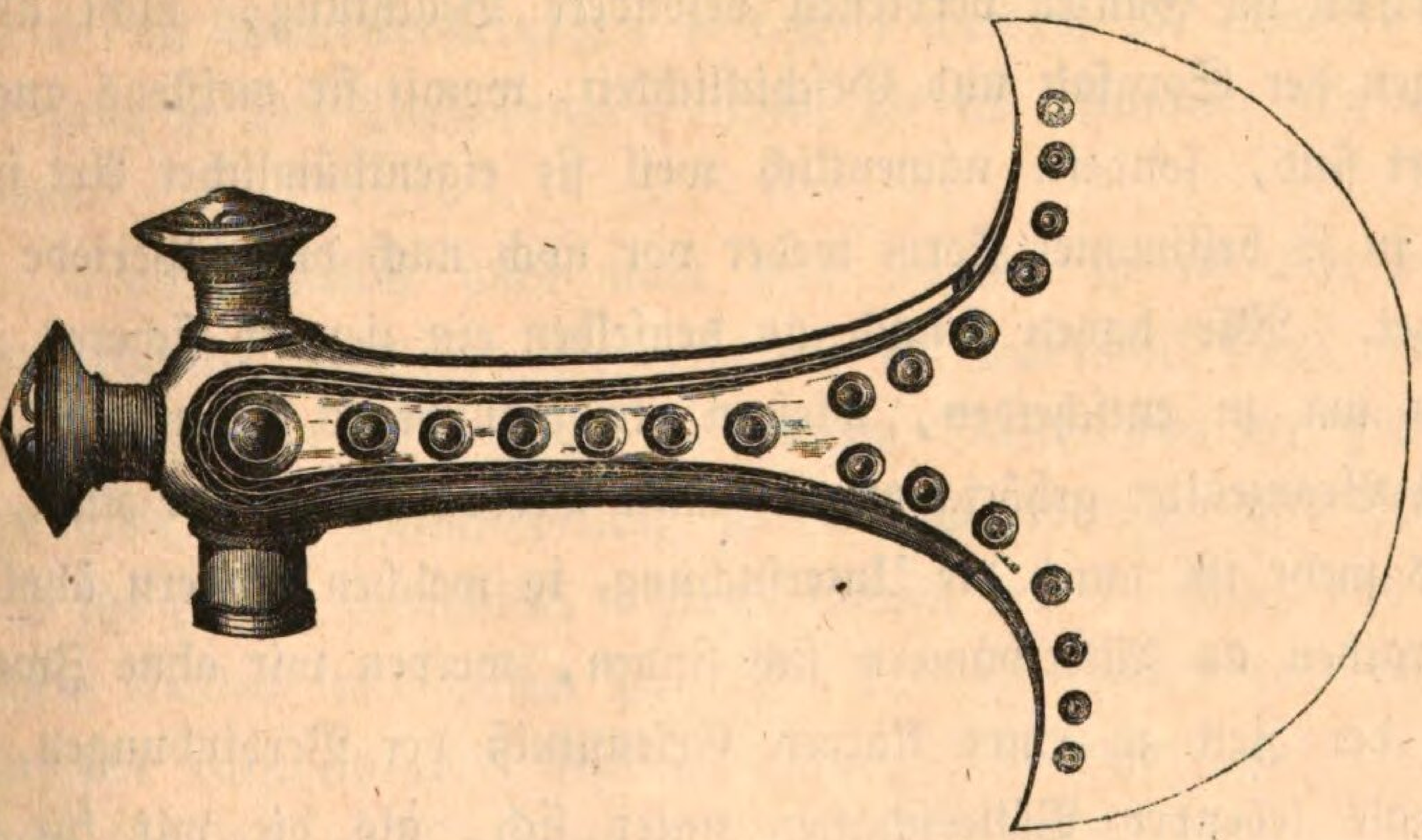


von Bronze hinzulegen, wahrſcheinlich für den einen oder den andern abergläubiſchen Zweck. So z. B. Doppelknöpfe, Haarnadeln, einige ſehr kleine Zangen, oder, wie ſie häufig genannt werden, Pinzetten, von der hier abgebildeten Form; ferner Nadeln, die an dem einem Ende viereckig, an dem andern ſpitz und wie Pfriemen in hölzernen oder bronzernen Stielen feſtgemacht waren, und endlich Meſſer, die ziemlich klein mit umgebogenen Griffen waren und zuweilen auf der einen Seite recht hübſche



eingegrabene Verzierungen hatten. Die letztgenannten Stücke ſcheinen zum Theil beim Nähen angewandt zu ſein und finden ſich in der Regel zuſammen.

Bei allen Alterthümern aus dem Bronzealter muß es vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit erregen, daß ſich in der Art, wie ſie verarbeitet ſind, ein nicht geringer Grad der Kunſtfertigkeit zeigt. Die meiſten Sachen ſind gegoſſen, ſchon der Guß aber iſt weder einfach noch gemein. In dieſer Rückſicht muß ein ausgezeichneter bronzerner Axthammer hier näher beſprochen werden. Er

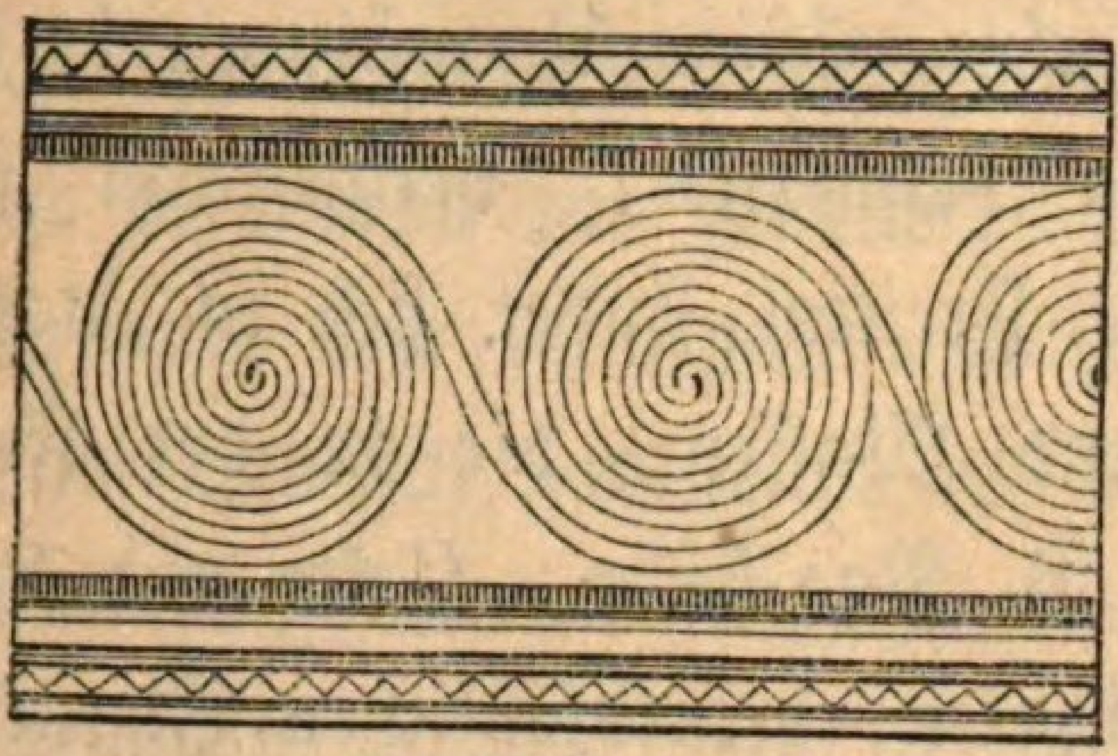


iſt 16 Zoll lang und hat eine Schneide von 10 Zoll Breite.

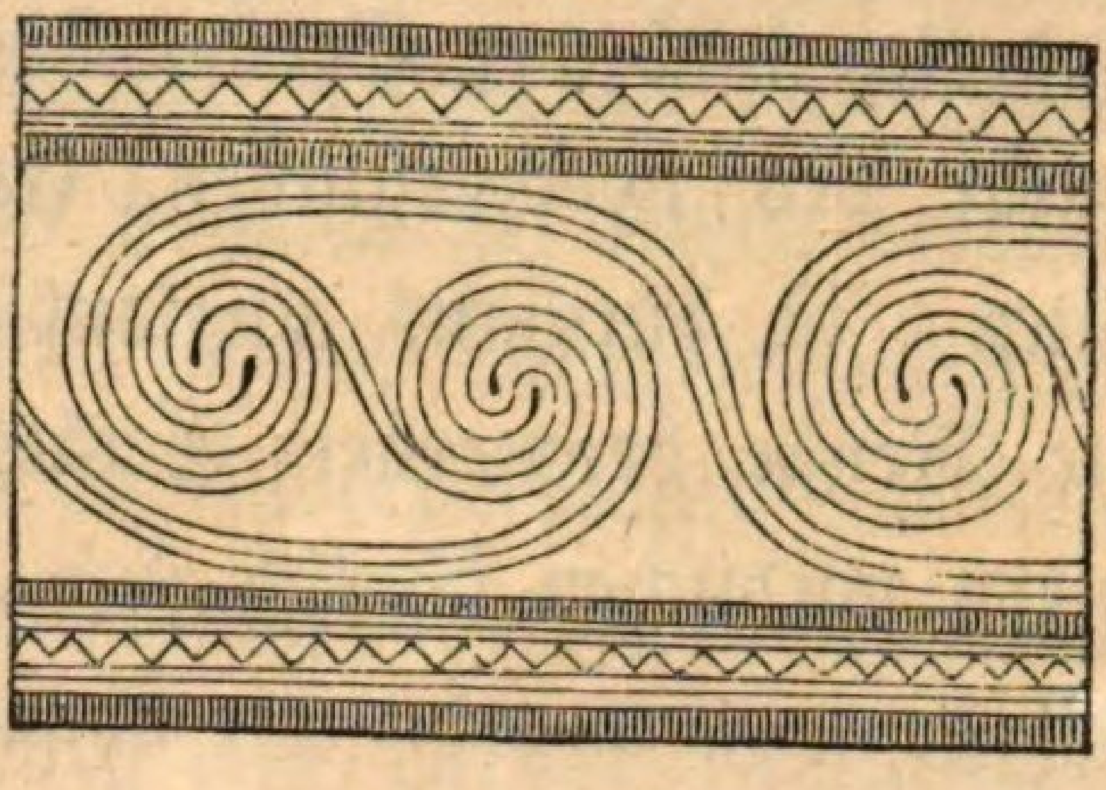
Anſtatt des Nackens iſt ein ſehr ſchöner Knopf angebracht, und ein ähnlicher deckt das Ende des Stielloches, in dem noch Ueberbleibſel vom hölzernen Schaft ſich finden. Längs den breiten Seiten herunter ſind ringförmige Vertiefungen mit einem in der Mitte emporſtehenden Knopf, in welche zum Theil eine Plattirung von dünnen Goldplatten eingelegt geweſen iſt. Uebrigens iſt der Hammer mit netten Flammenverzierungen geſchmückt Dieſes prachtvolle Exemplar iſt von ſehr wenigem Metall über einen Kern oder eine Fülle von Thon gegoſſen, der ſich ſogar ganz bis zur Schneide herunter erſtreckt, ſo daß der Hammer eigentlich nur von mit einer dünnen Metallplatte belegtem Thon iſt. Wahrſcheinlich iſt er daher auch nie als Waffe benutzt worden, ſondern eher vielleicht als ein Anführerzeichen, eine Art Commandoſtab oder etwas Aehnliches. Nicht weniger merkwürdig als dieſe Fertigkeit im Gießen iſt auch die Höhe, zu der die Kunſt in Gold zu arbeiten in ſo früher Zeit ſich erhoben hatte. Dies ſieht man am beſten daraus, daß die oben (S. 30) abgebildete ſchöne goldene Schale, wie die übrigen derſelben Art, aus einem maſſiven Stück Gold gehämmert iſt. Unter den vielen überaus netten Bronzeſachen iſt ein Ueberreſt von einem kleinen ſehr dünn gegoſſenen Gefäß, an dem ſogar Spuren von eingelegter Arbeit zu ſehen ſind, aufbewahrt worden. An der untern Seite deſſelben ſind nämlich Verzierungen in der Form von Strahlenreihen ziemlich tief eingeſchnitten und alsdann mit einem ſchwärzlichen, jetzt halb aufgelöſten, Stoff ausgefüllt. Die Zierathen im Ganzen verdienen beſondere Beachtung, nicht allein wegen der Sorgfalt und Geſchicklichkeit, womit ſie meiſtens ausgeführt ſind, ſondern namentlich weil ſie eigenthümlicher Art ſind, die in ſo beſtimmter Form weder vor noch nach dieſer Periode ſich findet. Wir haben ſonach an denſelben ein ziemlich ſicheres Zeichen um zu entſcheiden, wiefern ein gefundenes Bronzeſtück als zum Bronzealter gehörig angenommen werden könne oder nicht, ja, was mehr iſt, durch die Unterſuchung, in welchen Ländern ähnliche Zierathen an Alterthümern ſich finden, werden wir ohne Zweifel mit der Zeit zu einer klarern Erkenntniß der Verbindungen der damals lebenden Völkerſchaften unter ſich, als die wir für den Augenblick beſitzen, gelangen. Unter den Zierathen des Bronze-

alters können die characteriſtiſchſten und die am häufigſten angewandten, natürlich jedoch mit verſchiedenen mehr oder weniger erheblichen Veränderungen, in vier Claſſen eingetheilt werden:

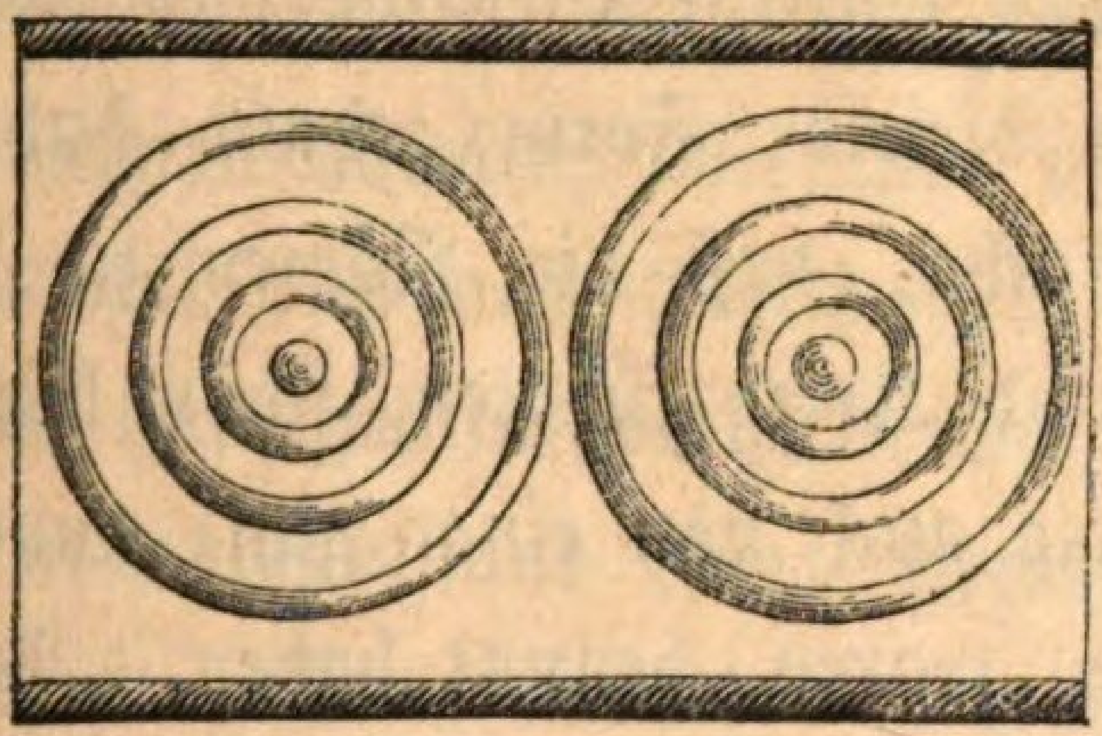
Spiralverzierungen.



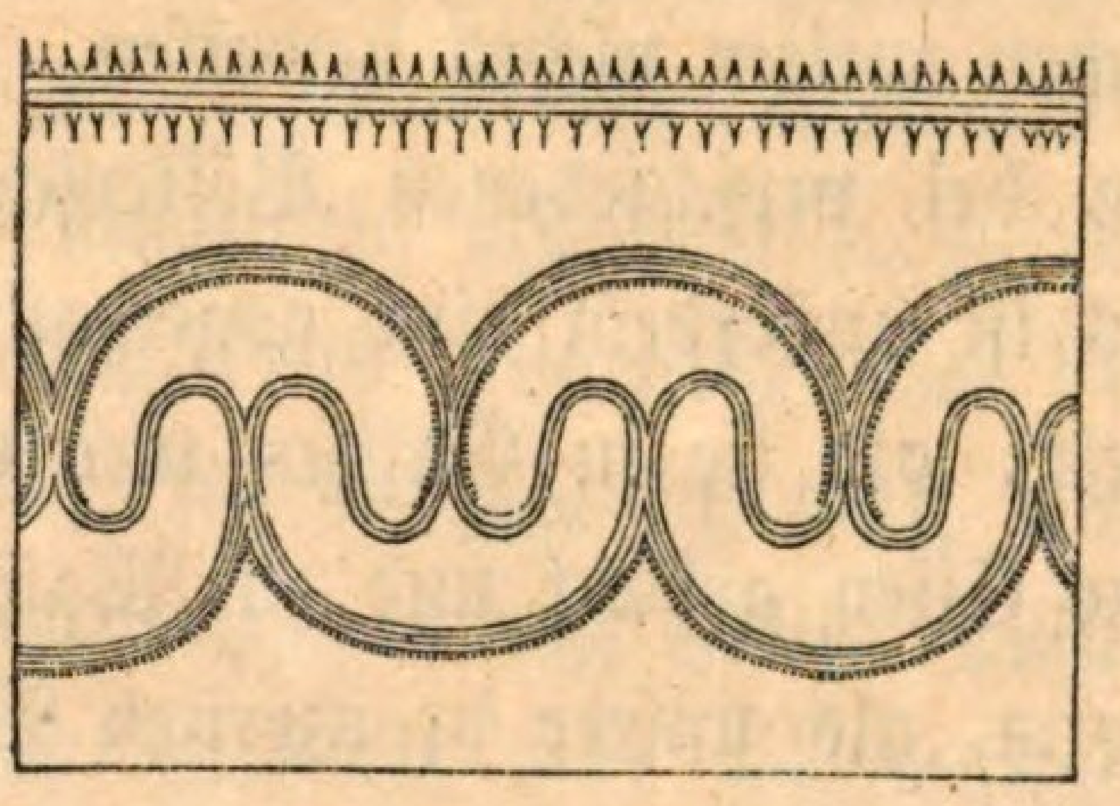
Doppelſpiralverzierungen.



Ringverzierungen.



Wellenverzierungen.



Die Spiralverzierungen ſind die eigenthümlichſten und wohl auch die älteſten. Die Ringverzierungen kommen beſonders an größern Gegenſtänden vor, z. B. an Luren, Schilden, Gefäßen u. dgl., und ſcheinen demnach jünger zu ſein; als die jüngſten möchten vielleicht die Wellenverzierungen betrachtet werden, die zunächſt den Uebergang zu den Verzierungen bilden, die im Eiſenalter allgemein wurden.

Sehr natürlich wird man hier fragen: iſt es aber denn wahrſcheinlich, daß jene Bronzeſachen in Dänemark ſelbſt verarbeitet ſind, oder ſind ſie in vollfertigem Stande aus der Fremde eingeführt? Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht ohne Wichtigkeit für unſere Geſchichte. Denn können wir darthun, daß die Sachen wirklich inländiſche Producte ſind, ſo haben wir hierin einen faſt entſcheidenden Beweis dafür, daß die Einwohner im Bronzealter ſchon im Beſitze eines gewiſſen Grades der Bildung geweſen ſeien. Ein rohes Volk, das nur ein wildes Kriegerleben führte,

ohne friedliche Geſchäfte zu kennen oder zu lieben, würde kaum Sinn oder Kraft haben Arbeiten zu liefern, die oft ſowohl Geſchmack als eine auffallende Kunſtfertigkeit verrathen.

Daß unſere bronzernen Alterthümer von den Römern, die durch Eroberungen in Gallien und England in den erſten Jahrhunderten nach der Geburt Chriſti eine völlige Umwälzung in der Cultur des nordweſtlichen Europa bewirkten, hergebracht ſein ſollten, iſt durchaus unglaublich. Freilich findet ſich in Italien eine Menge bronzerner Geräthe und Waffen, die in der Form unſern nordiſchen ähnlich ſind, z. B. Paalſtäbe, Celte und Lanzenſpitzen, indem aber die obenerwähnten eigenthümlichen Zierathen fehlen, und vornehmlich ſolche Schwerter, die hier die gewöhnlichen ſind, wiſſentlich in Italien nie vorkommen, ſo können jene Bronzeſachen weiter nichts beweiſen, als daß einzelne Geräthe und Waffen bei verſchiedenen Völkerſchaften dieſelbe Form gehabt haben. Es iſt außerdem eine abgemachte Sache, daß die Römer zu der Zeit, als ſie in Gallien und England Krieg führten, ſchon längſt das Eiſen gehabt und zu Waffen, die auch von einer ganz andern Form, als unſere bronzernen Waffen, waren, benutzt haben. Auch von den Griechen ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach die Bronzeſachen nicht gekommen, obgleich rückſichtlich ſowohl der Form als der Verzierungen (beſonders der Spiralverzierungen) größere Uebereinſtimmung unter den nordiſchen und den in den älteſten griechiſchen Gräbern vorkommenden zu ſein ſcheint. Denn außerdem, daß dieſe letztern bisher nur ſehr ſelten und zerſtreut gefunden worden ſind, ſo daß die Kenntniß von denſelben höchſt unvollſtändig iſt, gehören ſie einer überaus fernen Zeit (10 – 1400 Jahre vor der Geburt Chriſti), und wir ſind natürlich nicht berechtigt zu glauben, es habe damals eine lebendige Verbindung zwiſchen ſo weit aus einander liegenden Ländern exiſtirt. Beachten wir dagegen genau, daß die hier beſchriebenen Bronzeſachen mit ihren eigenthümlichen Spiralverzierungen innerhalb gewiſſer Grenzen des Nordens vorkommen, ſo dürfte es ſicherlich nicht ganz unwahrſcheinlich ſein ihre Verarbeitung hier ſuchen zu müſſen. In Dänemark und dem angrenzenden Meklenburg ſind ſie bisher am zahlreichſten angetroffen worden, haben aber ungefähr dieſelbe nördliche Grenze, wie

die Steinſachen, indem ſie nur vereinzelt in den Provinzen zunächſt außerhalb des alten däniſchen Landes Schonen, und ſo gut wie gar nicht im nördlichen Schweden und in ganz Norwegen vorkommen. In England, Irland, Frankreich, den ſüdlichen und öſtlichen Gegenden Norddeutſchlands wie auch in Ungarn werden auch ſchneidende Inſtrumente und andere Alterthümer von Bronze angetroffen, allein in keinem der genannten Länder ſtimmen ſie, ſoweit bekannt, völlig mit den däniſchen und meklenburgiſchen Bronzeſachen überein; namentlich ſind ſie nie mit ſolchen Spiralverzierungen, wie dieſe, geſchmückt. Für die inländiſche Verarbeitung derſelben ſpricht ferner der Umſtand, daß man in Meklenburg eine Menge Bronzeſachen zugleich mit den Formen, worin ſie gegoſſen waren, und daneben ganze Stücke von unverarbeitetem Metall entdeckt, und daß man hier zu Lande ſowohl Sammlungen von zerbrochenen zum Umſchmelzen beſtimmten Waffen, Geräthen und Geſchmeiden, als auch u. a. ein dünnes bronzernes Gefäß gefunden hat, das inwendig mit der dicken hart gebrannten Thonmaſſe, über die es gegoſſen war, und die man kaum aus einem fremden Lande mitgebracht hätte, angefüllt iſt. Noch weniger würde man natürlich den ſogenannten „Guß“ oder das Theilchen Metall, das beim Gießen ins Gießloch hinaufläuft, und ſpäter beim Abputzen weggenommen wird, eingeführt haben. Da nun aber dergleichen Stücke hier in Verbindung mit Alterthümern aus dem Bronzealter aufgegraben ſind, ſo muß das Gießen und die übrige Arbeit aller Wahrſcheinlichkeit nach an Ort und Stelle vorgenommen ſein, wobei jedoch bemerkt werden kann, daß die älteſten Formen und Verzierungen eher mit der Kenntniß des Metalls hergekommen, als urſprünglich in dem Norden ausgebildet ſind. Ebenfalls iſt auch die Bronze und das Gold, das nicht im Lande ſelbſt gefunden wurde, fremd und eingeführt. Dieſe Metalle konnten in rohem Zuſtande leicht von England herbeigeſchafft werden, wo bekanntlich Zinn und Kupfer, die Beſtandtheile der Bronze, in Menge angetroffen wurden, und wo auch in ältern Zeiten Gold gefunden ſein ſoll; man mag nun annehmen, daß die Zufuhr in dem Falle directe zur See geſchehen, oder daß das Metall erſt von England nach den nächſten gegenüberliegenden Ländern und von da aus wiederum durch Tauſch-

handel weiter gegen den Norden hinauf gebracht worden ſei. Uebrigens iſt gewiß, daß ſo gut wie alle Bronzeſachen, die aus jener uralten Zeit herrühren, wo man das Eiſen noch nicht allgemein kannte oder gebrauchte, aus einer eigenen Metallmiſchung, die in den verſchiedenen Ländern ganz gleichartig angetroffen wird, verarbeitet ſind Sie enthält nämlich ungefähr $\frac{9}{10}$ Kupfer und $\frac{1}{10}$ Zinn, dagegen die ſpätere Bronze, die, nachdem man das Eiſen kennen gelernt hatte, zu Geſchmeiden, Gefäßen u. dgl. angewandt wurde, gewöhnlich aus Kupfer und Zinn zuſammengeſchmelzt iſt. Demnach iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß die alte Bronze von Kupfer und Zinn einſt vorzüglich von einem Orte aus über Europa verbreitet wurde, hiebei aber können wir kaum an irgend ein anderes Land als England denken, weil, des Ueberfluſſes an Kupfer nicht zu gedenken, die dortigen reichen Zinngruben ſchon in der älteſten hiſtoriſchen Zeit den Völkerſchaften des Südens bekannt waren, und weil übrigens in Europa nur ſehr wenige und zweifelhafte Ueberreſte von andern und zwar weit weniger bedeutenden Zinngruben ſich finden, von denen ſich annehmen läßt, daß ſie damals benutzt worden ſeien.

An den Alterthümern aus der Bronzezeit ſind bisher niemals Inſchriften oder überhaupt Spuren von Schriftzeichen entdeckt worden, wiewohl es, nach der Verarbeitung der Metalle zu urtheilen, glaublich ſcheint, daß ſich das Volk, wenigſtens in der ſpätern Periode des Bronzealters, wohl auf Schrift könne verſtanden haben.

III. Alterthümer aus dem Eiſenalter.

Wenn auch unſer Vaterland im Bronzealter eine eigene Entwickelung bewahrt hatte, ſo mußte es doch endlich im Eiſenalter ſich unter die neuere Cultur ſchmiegen, die allmählig ſich über Europa verbreitete. Nicht allein war es nämlich jetzt dahin gekommen, daß alle ſchneidenden Inſtrumente aus Eiſen verfertigt wurden, ſondern gleichzeitig damit hatte auch ein ganz neuer Geſchmack im Norden ſich geltend gemacht. Der Unterſchied des Bronzealters von dem Eiſen-

alter beſteht ſo keineswegs darin, daß man im Eiſenalter bei zu verfertigenden Sachen, zu welchen man früher Bronze angewandt hatte (denn noch immer fuhr man natürlich fort ferner dieſes Metall zu Geſchmeiden, Gefäßen etc. zu benutzen) bloß ſchlechthin Eiſen gebrauchte, ſondern er zeigt ſich weſentlich darin, daß alle Arbeiten im Eiſenalter ſowohl zum Theil rückſichtlich des Stoffes, als beſonders rückſichtlich der Formen, der Verzierungen und der Verarbeitung im Ganzen, völlig verändert ſind. Ein ſtufenweiſer Uebergang vom ältern zum neuern Geſchmack kann jedoch nicht mit einiger Vollſtändigkeit oder Klarheit angedeutet werden.

Zu welcher Zeit ungefähr dieſe Veränderung eingetreten ſein möge, iſt ziemlich ſchwierig zu entſcheiden, indem unſere alten Alterthumsſagen und Lieder gar nicht erwähnen, daß die Einwohner hier im Lande einſt aus Mangel an Eiſen Geräthſchaften und Waffen von Bronze haben benutzen müſſen. Indeſſen, was wir unten näher unterſuchen werden, leuchtet es ein, daß das Bronzealter aller Wahrſcheinlichkeit nach erſt in einer verhältnißmäßig ſpäten Zeit verdrängt ſein kann, weil alle Sachen im folgenden Zeitalter deutlich den Einfluß einer ſpätern Cultur verrathen, und daß allenfalls das Ende des Heidenthums ſich im Eiſenalter abſpiegelt. In dieſem bewegen wir uns daher mit etwas größerer Sicherheit, als im Stein- und Bronzealter; denn hier ſchon haben wir eine ziemliche Menge ſchriftlicher Ueberlieferungen, worauf wir uns bei der Erklärung vieler von den vorgefundenen Alterthümern ſtützen können.

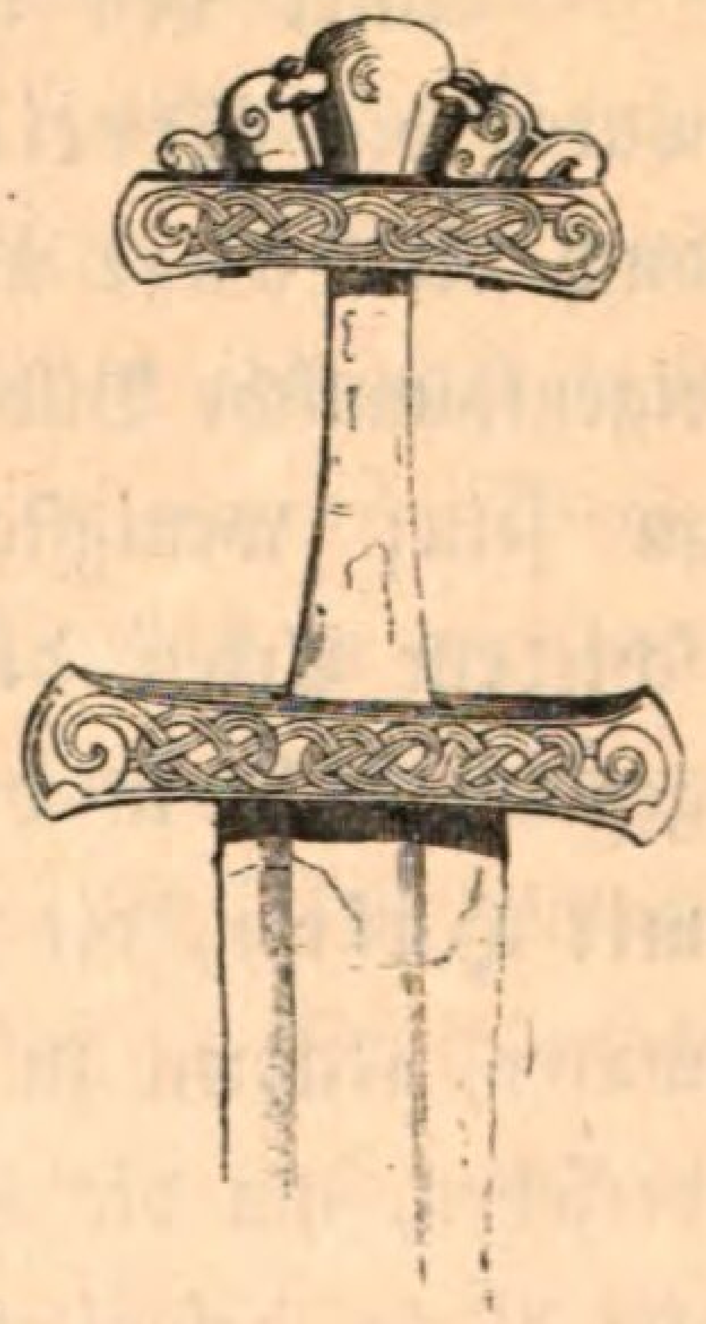
Vor etwa 900 Jahren begann das Chriſtenthum zuerſt im Norden allgemein verbreitet zu werden. Bis zu der Zeit waren die Nordländer grauſame Heiden und bekannten ſich zu einer Religion, die vornehmlich zu Kampf und Waffenthat aufforderte. Nur die Helden, die durch die Waffen fielen, wähnte man, könnten zum Gotte der Tapfern, Odin, nach Walhall, dem Aufenthalt der Seligen, kommen. Hier ſollten ſie die Zeit in Wonne und Freude verleben. Des Tages, hieß es, ſtritten die gefallenen Rieſen vor Walhall in einem Haine, wo ſie ſich gegenſeitig erlegten, gegen Abend aber lebten ſie wieder auf und ritten zurück nach Walhall. Vom Kampfe ermüdet erfriſchten ſie ſich hier durch eine prächtige

Mahlzeit. In Geſellſchaft mit den Göttern aßen ſie Speck vom Schweine Särimner, deſſen Fleiſch immer wieder hervorwuchs, und ſie vergaßen nicht dazu fleißig das köſtliche Bier und den Meth zu trinken.

Wie denn Tapferkeit als die höchſte Tugend betrachtet wurde, ſo war als das ärgſte Laſter die Feigheit geſtempelt. Von ſeiner frühen Jugend an trachtete der Nordländer nach Kriegerehre. Als Jüngling übte er ſich im Gebrauch des Schwertes, und als Mann ließ er es in der Scheide nicht verroſten. Wenn keine Unruhen zu Hauſe ihm die Gelegenheit geben konnten ſeinen Muth zu zeigen, dann unternahm er gern Wikingsfahrten, oder Züge nach fremden Ländern, um Ruhm und Beute zu gewinnen. Im Winter ſaß er zu Hauſe auf ſeinem Hofe mit ſeinen Männern, im Frühling aber ging er wieder zur See, und ſtieß dann häufig auf andere Wikinge aus dem Norden. In Verbindung ſuchten ſie ſchrecklich nicht allein die Länder an der Oſtſee heim, ſondern auch England und Frankreich, deren Küſten faſt nie vor ihren Plünderungen ſicher waren, ja ſelbſt ſüdlicher gelegene Länder, als Spanien und Italien. Ueberall, wo ſie Verheerungen und Plünderungen angeſtellt hatten, hinterließen ſie blutige Spuren ihrer furchtbaren Schwerthiebe.

Das eigentliche Wikingsleben, dem zufolge einzelne Wikinge jeder für ſich fortwährend Züge nach fremden Ländern unternahmen, ſcheint jedoch zunächſt in Norwegen und Schweden ſeine Heimath gehabt zu haben, weil die Einwohner wegen der bergigen und waldigen Beſchaffenheit dieſer Länder, die ſich nicht ſonderlich für den Ackerbau eigneten, ſo zu ſagen genöthigt waren den Unterhalt von beſſer verſorgten Gegenden ſich zu verſchaffen. Dagegen mag in dem flachen zum Theil ſehr fruchtbaren Dänemark, wo der Ackerbau früh gewurzelt hatte, eine bedeutendere Anzahl Menſchen mit Beſorgung der Feldarbeiten beſchäftigt geweſen ſein, und aus dem Grunde iſt leicht erklärbar, was von den Dänen berichtet wird, daß ſie im Allgemeinen nicht ſo oft einzeln, als in größern Schaaren, die dann von kleinen Königen oder Häuptlingen königlicher Herkunft angeführt wurden, Verheerungen angeſtellt haben. Solche Haufen däniſcher Krieger, die in keiner Rückſicht, weder an Tapferkeit noch Grauſamkeit, den übrigen Nordländern nachgaben, mach-

ten vornehmlich Eroberungen im Auslande am Schluſſe des achten und während des ganzen neunten Jahrhunderts, etwa bis zu der Zeit, als die kleinen däniſchen Reiche unter einen Herrſcher, Gorm den Alten, geſammelt wurden. Von jetzt an ſtockten freilich die Züge auf einige Zeit, während das Chriſtenthum nach und nach ſich über das Land verbreitete, allein der alte derbe Kriegergeiſt und die Eroberungsluſt, welche die Nation beſeelte, ließ ſich jedoch nicht ohne gewaltigen Widerſtand bändigen. Schon der erſte chriſtliche König, Harald Blaatand, wurde (ungefähr 990) in einem Aufruhr der Heiden getödtet, und ſein Sohn Svend Tveſkiäg, der die Kirchen zerſtörte und die Chriſten ermordete oder vertrieb, unternahm wieder Züge nach England, das er endlich eroberte, nachdem er es nach heidniſcher Weiſe furchtbar mit Feuer und Schwert verwüſtet hatte. Erſt ſeinem Nachfolger Knud dem Großen gelang es das Chriſtenthum und damit zugleich mildere Sitten in Dänemark zu begründen. Einem ſo kriegeriſchen Volke, wie den heidniſchen Dänen, und in einer ſo bewegten Zeit, wo man vor Angriffen der Fremden niemals ſicher ſein konnte und als Folge davon ſtets auf Kampf gefaßt ſein mußte, waren gute Waffen natürlich von ganz außerordentlicher Wichtigkeit. Tüchtige Waffenſchmiede ſtanden in großem Anſehen, und ungeachtet es ſonſt als ungebührlich und waglich betrachtet wurde den Frieden der Todten zu ſtören, ſo erkühnte man ſich doch einen Grabhügel aufzubrechen, wenn es galt dadurch eine berühmte, mit dem Verſtorbenen niedergelegte Waffe zu erwerben.



Die eiſernen Schwerter in dieſer Periode waren etwas größer, als die bronzernen Schwerter, ſeltener aber zweiſchneidig. Am Ende des Griffs, der mit Holz, Leder, Knochen oder Hirſchgeweih belegt war, das jedoch jetzt verzehrt iſt, wurde gemeiniglich, um gegen die Klinge ein Gegengewicht zu bilden, ein ziemlich großer Knopf angebracht. Auch der Anfang einer Pariſtange deutet auf größere Sorge für eine zweckmäßigere Form der Schwerter. Die Griffe oder richtiger der

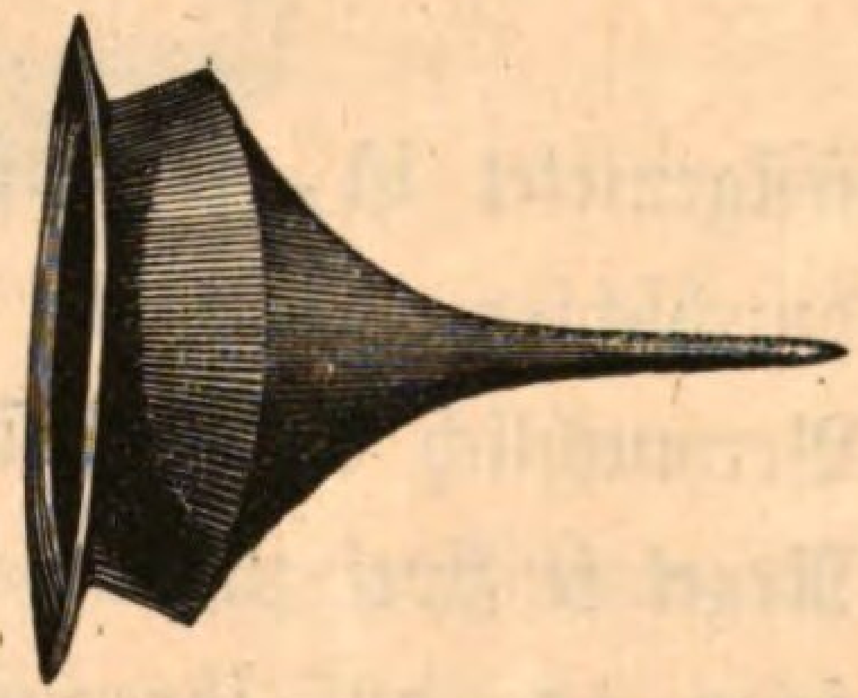
Knopf und die Pariſtange wurden von den Reichern mit goldenen Ketten umwickelt, oder mit verarbeiteten Gold- und Silberplatten belegt; Schwerter mit einem Griff, der ganz von Silber war, ſind auch gefunden worden. Im Allgemeinen ſind die Griffe der eiſernen Schwerter länger, als die der bronzernen, ohne jedoch deshalb eine uns auffallende oder ungewöhnliche Größe zu haben. Die Scheiden, die meiſtens aus Holz gemacht und mit Leder überzogen wurden, waren, außer der Buckel und dem übrigen metallenen Beſchlag, auch oben an dem Griff mit einem maſſiven, länglichen, flachen

goldenen Ring von bedeutendem Werth verziert. Dieſer wurde oft hübſch mit Windungen geſchmückt, ein einzelnes Mal wurde eine kleine Schnalle an der obern Seite angebracht, wahrſcheinlich um den Riemen feſtzuhalten, mit dem ſie den Griff umbanden, damit das Schwert nicht aus der Scheide ſollte gezogen werden können.

Wie hoch unſere Vorfahren die Schwerter ſchätzten, wird daraus erſehen, daß die Helden ihnen gewöhnlich Namen gaben, die nachher in den Liedern der Skialden (Dichter) lebten. So war, der Sage zufolge, „Skrep“ das Schwert, welches Vermund der Weiſe ſeinem Sohne Uffe überließ, als er gegen die übermüthigen Sachſen kämpfen ſollte, und ſich ſonſt keine Waffe fand, die im Verhältniß zu ſeinen Kräften ſtark genug geweſen wäre. Rolf Krages Schwert hieß „Skofnung“ ꝛc.

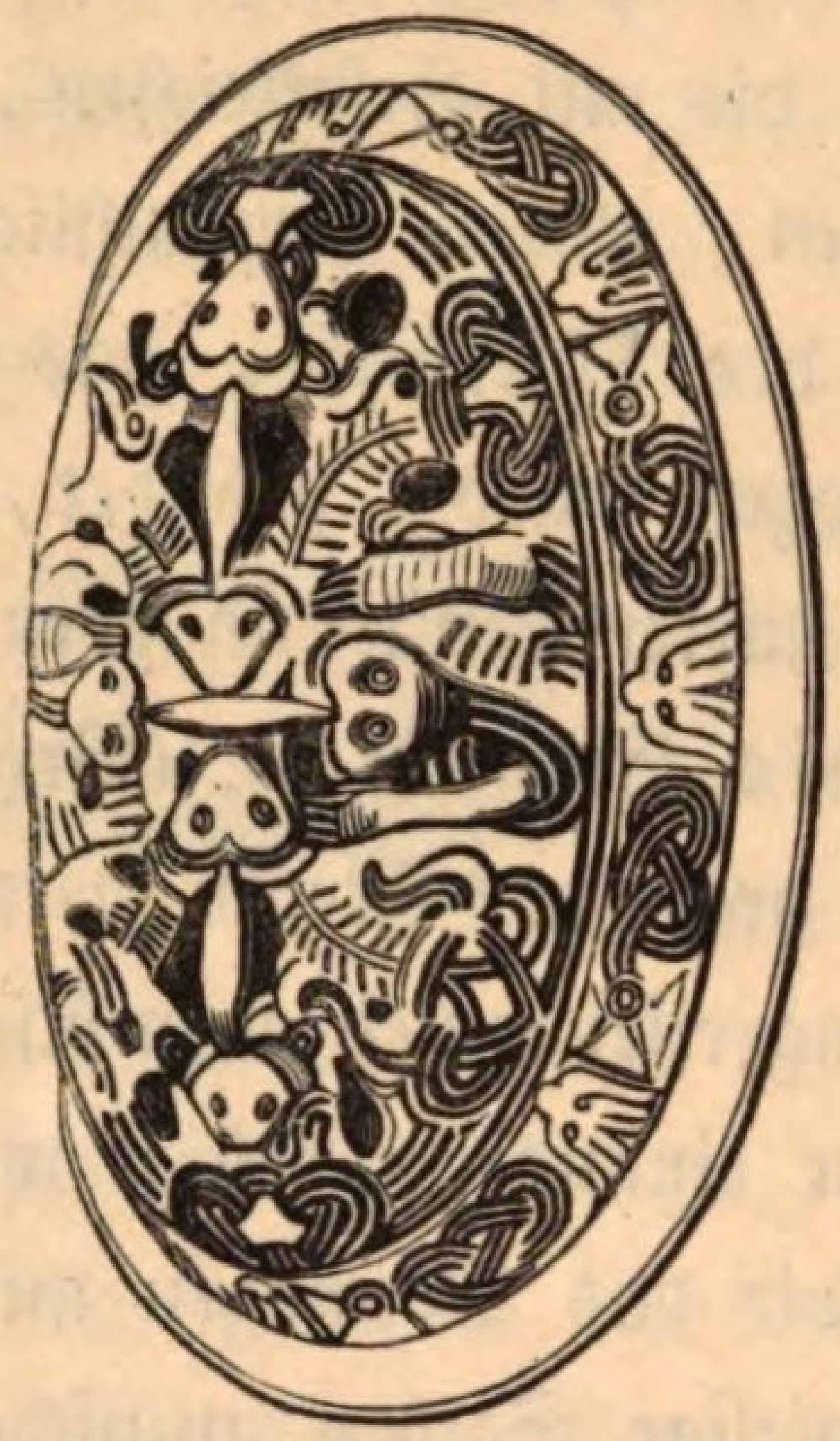
Unter den übrigen Angriffswaffen, außer den Schwertern, waren die Streitäxte ziemlich breit, aber ſehr einfacher Form; auch die Lanze nicht oder der Spieß zeichnete ſich durch beſondere eigenthümliche Bildung aus. Wurfſpieße ſcheinen viel gebraucht zu ſein; wenigſtens werden in den Sagas (Chroniken) verſchiedene Arten derſelben erwähnt. Zu dieſer Claſſe hat man geglaubt die in den Gräbern nicht ſelten vorkommenden Spieße mit Haken, die zur Aufnahme eines hölzernen Stieles eingerichtet waren, rechnen zu können. Dieſer wurde theils mit einem Riemen verſehen, um die Kraft des Wurfes zu vermehren, theils ſcheint er am Ende geſpalten und mit Federn beſetzt geweſen zu ſein. Bei weitem nicht ſo groß wie die Wurfſpieße waren die kleinen Pfeile,

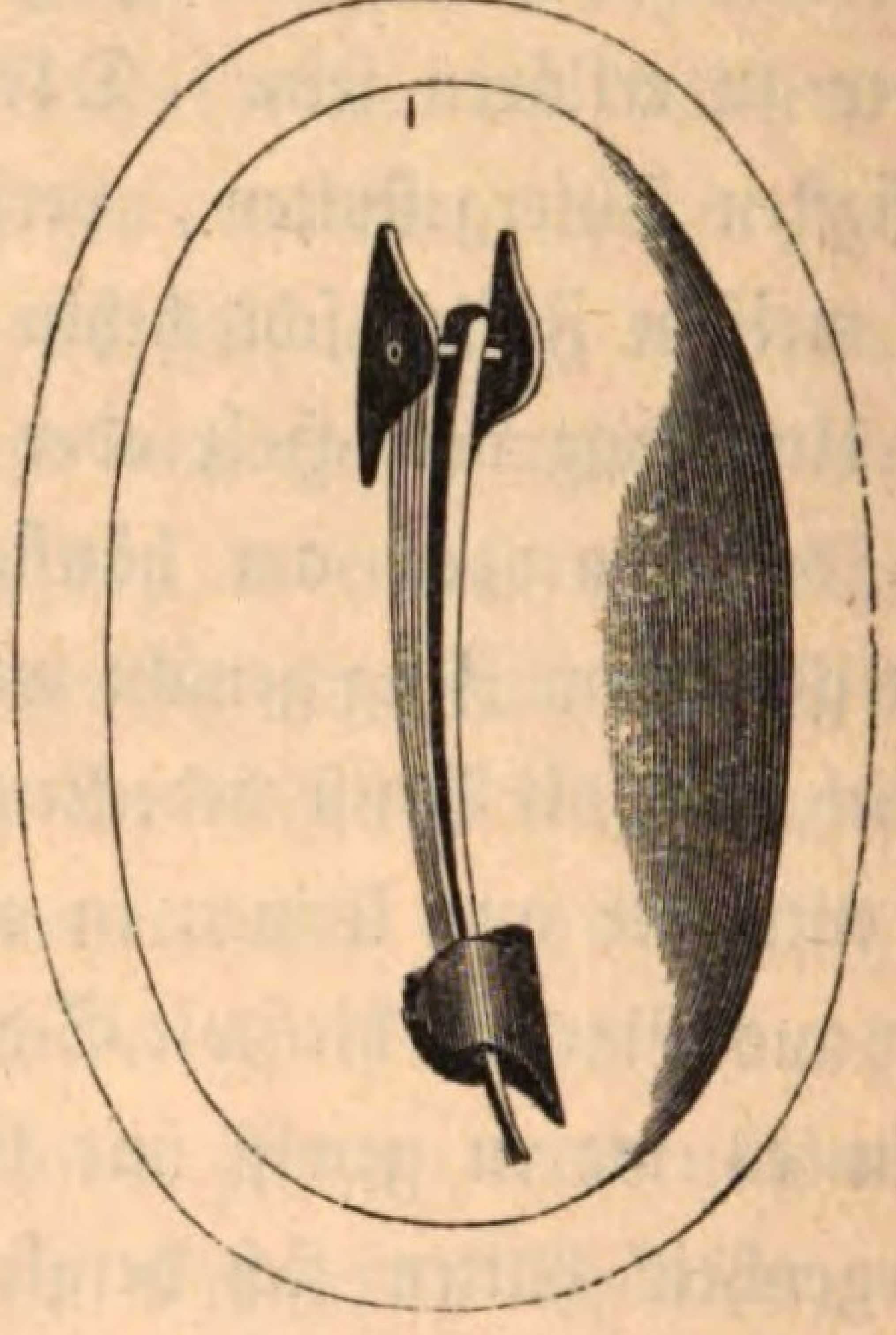
die beim Bogenſchießen gebraucht wurden. Sie waren nicht bloß drei- und viereckig, ſondern gewöhnlich ganz platt und zuweilen mit Widerhaken verſehen. Als die üblichſten Mittel ſich im Kampfe zu decken nennen die alten Sagas Helme, Panzer, Harniſch und Schilde. Daß wir von den drei erſtgenannten Arten noch gar keine Ueberbleibſel aufzeigen können, dürfte indeſſen nicht ſehr ſchwer zu erklären ſein. Die Helme, die mit Helmzeichen, am häufigſten Thiergeſtalten, verſehen waren, waren vermuthlich in den meiſten Fällen ſchlechthin vom Fell der Thierköpfe, das über eine Unterlage von Holz oder Leder gezogen ward, gebildet, wie auch die Panzer am häufigſten aus ſtarker Leinwand oder ſehr dicht gewebtem Zeug genäht wurden. Die Harniſche (Brynier) endlich, die die Bruſt bedeckten, wurden zwar aus Metall verarbeitet, entweder aus kleinen in einander eingreifenden eiſernen Ringen, oder aus Platten, die wie Schuppen über einander befeſtigt waren, allein es waren gewiß nur Einzelne, die das Vermögen und die Gelegenheit hatten ſich dergleichen koſtſpielige Sachen anzuſchaffen. Die Schilde dagegen waren ganz allgemein in Gebrauch. Am gewöhnlichſten hatten ſie dieſelbe Form, wie die Schilde im Bronzealter, indem ſie nicht ganz von Metall waren, ſondern aus einer mit Leder belegten hölzernen Platte beſtanden, auf deren Mitte eine eiſerne Buckel ſaß, die die Hand ſowohl in ſich aufnehmen als decken konnte. Sie waren faſt immer gemalt und mit Goldbelegungen, erhabener Arbeit ꝛc. verziert; ebenfalls wurden Zeichen im Schilde angebracht, was zum Aufkommen der adeligen Wappen Anlaß gab, indem ſpäter jedes Geſchlecht ſein beſonderes Zeichen ſich vorbehielt.



Schon eine nähere Betrachtung der hier erwähnten Waffen würde hinlänglich ſein um zu zeigen, daß die Reinheit in der Form und Verarbeitung, die wir im Bronzealter ſo ſehr bewundern mußten, verdrängt war, und einem ganz andern Geſchmack Platz gemacht hatte. Zu den prächtigen Schwertern, Streitärten, Schildbuckeln und Luren finden ſich keine Seitenſtücke mehr. Aber noch deutlicher und lebendiger wird dieſer Unterſchied, wenn wir uns die Geſchmeide und Schmuckſachen des Eiſenalters vor Augen ſtellen.

Als characteriſtiſcher Schmuck dieſer Periode müſſen einige länglichrunde ſogenannte ſchalenförmige Bruſtſchnallen aus Bronze gemerkt werden. Sie ſind meiſtens aus einer converen gewöhnlich vergoldeten Metallplatte, an welcher oben eine andere Metallplatte mit durchbrochener Arbeit und Schlingverzierungen





feſtgenietet iſt, ſo daß die Vergoldung von der unterſten Schale durchſchien. Auf der Hinterſeite iſt der Schnallendorn angebracht. Vermuthlich dienten ſie als Frauenſchmuck; ſie finden ſich in der Regel je zwei zuſammen, woraus vielleicht ſich ſchließen ließe, ſie ſeien jede auf ihrer Seite der Bruſt getragen worden. Daß ſie wirklich aus der letzten Zeit des Heidenthumes herrühren, wiſſen wir mit völliger Gewißheit, weil ſie häufig in Gräbern auf Island ſich finden, welches Land zuerſt von heidniſchen Norwegern am Schluſſe des neunten Jahrhunderts bevölkert wurde. In Verbindung mit dieſen ovalen Geſchmeiden ſind dann und wann einge andere Schnallen, die kleeblattförmige Schnallen heißen, niedergelegt worden.

An der Oberſeite ſind ſie mit Schlingverzierungen geſchmückt; an der Unterſeite iſt eine eiſerne Nadel angebracht, die in einen Bügel befeſtigt wurde. Es erhellt alſo, daß auch dieſe zugleich Schnallen geweſen ſind Obgleich es noch mehrere verſchiedene Geſchmeide dieſer Art giebt, ſo wollen wir

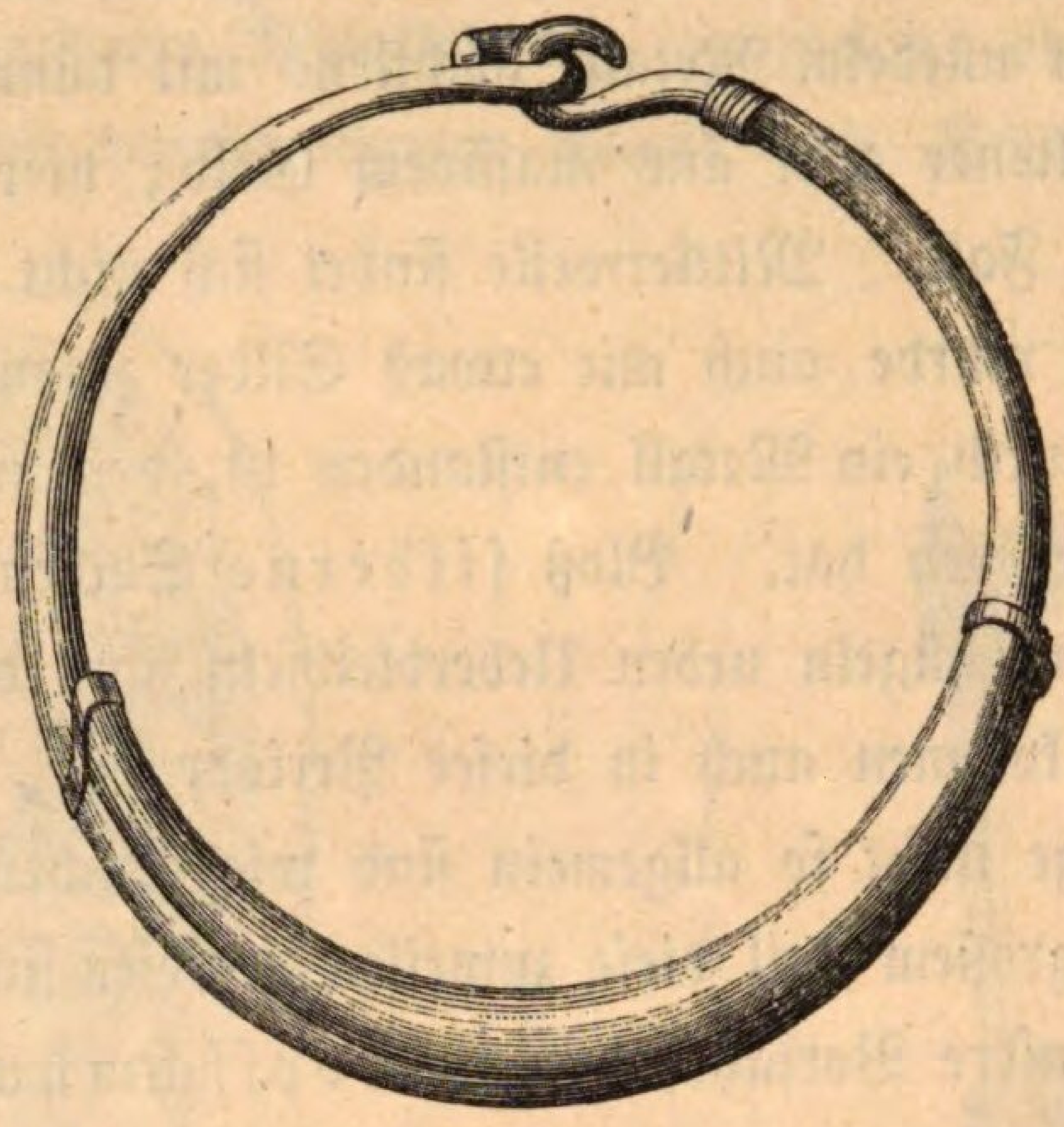
ſie dennoch als die minder weſentlichen übergehen, und dagegen die Aufmerkſamkeit auf die zahlreichen goldenen Schmuckſachen der damaligen Zeit hinlenken. Im Bronzealter waren die meiſten Geſchmeide von unedelm Metall, höchſtens mit dünnen Goldplatten belegt, weit ſeltener aber aus maſſivem Gold; hier iſt gerade das Gegentheil der Fall. Mittlerweile findet ſich nicht alles Gold ungemiſcht. Es wurde auch mit etwas Silber zuſammengeſchmolzen gebraucht, wodurch ein Metall entſtanden iſt, dem man den Namen Electrum, gegeben hat. Bloß ſilberne Sachen, die wiſſentlich noch nie in Grabhügeln neben Ueberbleibſeln aus dem Bronzealter entdeckt ſind, kommen auch in dieſer Periode vor, obgleich ſie in Dänemark lange nicht ſo allgemein ſind wie Sachen von Gold.

In wie großem Stil dieſe zuweilen geweſen ſind, geht daraus hervor, daß unſere Vorfahren ſogar Kopfſchmuck aus maſſivem

Golde hatten. Der hier dargeſtellte, der vor einigen Jahren bei Starup in der Nähe von Hadersleben gefunden wurde, iſt beſonders merkwürdig, weil man hinten an der breiten Platte, die wahrſcheinlich die Stirn zieren ſollte, eingeritzt ſieht: ᛚᚢᚦᚱᛟ (luþro), womit vielleicht der Name deſſen bezeichnet wird, der den Schmuck beſeſſen hat. Falls der Name eines Mannes hier ausgedrückt wird, welches nicht unwahrſcheinlich iſt, ſo würde die Inſchrift die frühere Annahme beſtätigen, daß keineswegs bloß Weiber, ſondern ohne Zweifel auch die Männer mit ſolchen Geſchmeiden geſchmückt waren. — Es wird überhaupt unmöglich ſein heut zu Tage zu entſcheiden, ob Ringe aus der Vorzeit von Männern oder Weibern getragen wurden, aus welchem Grunde wir hier die Geſchmeide zuſammen abhandeln wollen.

Noch größer und koſtſpieliger, als der ſoeben beſchriebene Kopfſchmuck, ſind einige Ringe, die aller Wahrſcheinlichkeit nach

um den Hals getragen wurden. Sie ſind aus zwei Ringen zuſammengeſetzt, deren jeder ungefähr $\frac{3}{4}$ von einem Cirkel bildet,



und die durch zwei kleine Schieber zuſammengehalten werden. Um dieſe Geſchmeide um den Hals anzubringen, mußte man die Ringe aus einander nehmen, worauf die Enden wieder durch die Schieber vereinigt wurden. Sie bekamen dann das Anſehen, als wenn derjenige, der ſie trug, zwei ſehr anſehnliche goldene Ringe um den Hals hätte, die überdieß prächtiger ſchienen, als ſie wirklich waren, weil die maſſivern Theile des Ringes vorn auf der Bruſt nach außen gekehrt waren. Dieſe wurde übrigens mit ausgearbeiteten Goldplatten geſchmückt, in welche dann und wann gefärbte Glasſtücke eingelegt waren, häufiger aber wurde ſie mit den ſogenannten Goldbracteaten behängt. Dieſe wurden aus einer ganz dünnen Platte gebildet, deren eine Seite einzelne Male geprägt iſt mit Nachahmung der Münzen fremder Länder. Die Vorſtellungen ſind indeſſen gewöhnlich ſo eigenthümlich, daß man entweder gar nicht oder nur mit großer Schwierigkeit die einzelnen originalen Münzen, nach welchen ſie

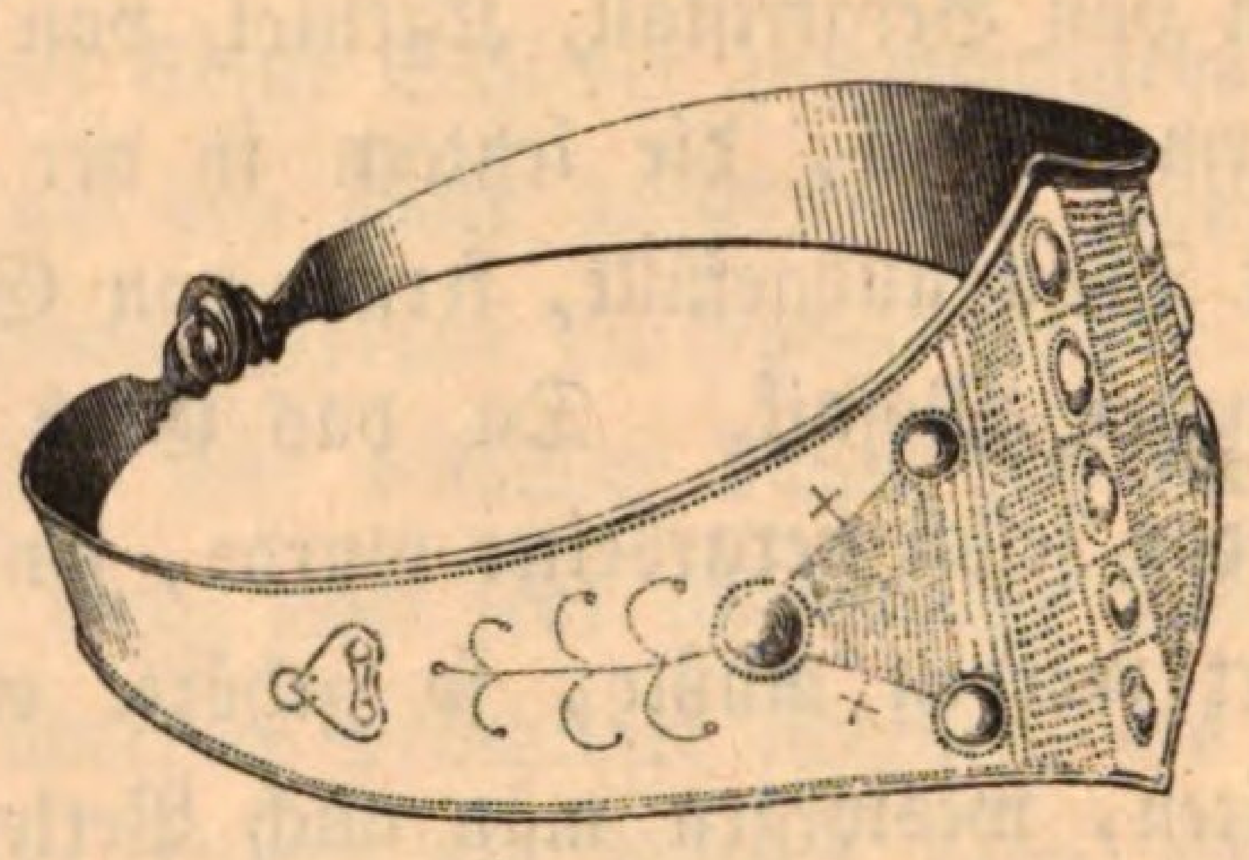
verarbeitet ſind, aufzeigen kann. Die Runenſchrift, die häufig am Rande angebracht iſt, hat bisher in dieſer Rückſicht nur ſehr wenig Aufklärung gegeben, da es noch nicht ganz gelungen iſt die vielen

eigenthümlichen Runen, aus welchen die Inſchriften beſtehen, zu verdolmetſchen. Im Allgemeinen jedoch können wir mit Sicherheit behaupten, daß den einzelnen Nachahmungen oſtrömiſche und arabiſche Münzen zu Grunde liegen. Auch römiſche und morgenländiſche Münzen gebrauchte man auf dieſe Art zum Schmuck, indem man ſie mit Rand und Oehr verſah. Die Goldbracteaten ſind mit einem Durchmeſſer von etwa einer Viertelelle bis zu einem halben Zoll gefunden worden. Gewöhnlich kommen ſie entweder in Verbindung mit mehrern ähnlichen, ſo daß ſie urſprünglich ganze Halsbänder ausgemacht haben, oder mit verſchiedenen Arten von Perlen zuſammen vor. Da die Perlen überhaupt im Alterthum ein ſehr beliebter Putz waren, und außerdem durch ihre Beſchaffenheit einen ziemlichen Grad von Aufmerkſamkeit verdienen, ſo müſſen ſie hier näher beſprochen werden.

Die einfachſten waren von Bernſtein und gebranntem farbigem Thon, die übrigen von Bergkriſtall, Karniol, von Gold, Goldblech, Silber oder anderm Metall, die letztern in der Regel ſehr dünn und inwendig mit Thon ausgefüllt, ferner von Glas, und endlich von dem ſogenannten Moſaik. Da das Glas in jenen Zeiten ſchwerlich im Norden ſelbſt verarbeitet wurde, ſondern aus andern Ländern eingeführt werden mußte, ſo gehörte es gewiß zu den größten Koſtbarkeiten, weswegen man auch Perlen von ganz einfachem weißem oder grünem Glas gebrauchte. Damit dieſe mit goldenen Perlen Aehnlichkeit hätten, ſo überzog man ſie mitunter mit einer dünnen Goldplatte, über welche wiederum eine kleine Glaslage angeſchmelzt wurde. Solche Perlen bilden das Mittelglied zwiſchen Perlen von Glas und Moſaik. Die von Moſaik beſtehen nämlich entweder aus Thon, in welchen gefärbte Glasſtücke und Emailleſtangen eingelegt ſind, oder, was weit ſeltener iſt, aus Glaskugeln, die mit bewundernswürdiger Kunſt zuerſt mit Goldplatten und den verſchiedenſten couleurten Glasſtücken nebſt übergeſchnittenen Emailleſtangen, und darnach mit einer Glasrinde, durch welche das Gold und die bunten Farben hindurchſcheinen, belegt ſind. Dieſer durch Verarbeitung und Schönheit gleich ausgezeichneten Perlen hat man hier im Lande vier gefunden und zwar von ſolcher Größe, daß Einige ſie für Knöpfe der Schwertgriffe anſehen, jedoch iſt

es noch nicht ganz entſchieden, daß ſie aus der heidniſchen Zeit herrühren.

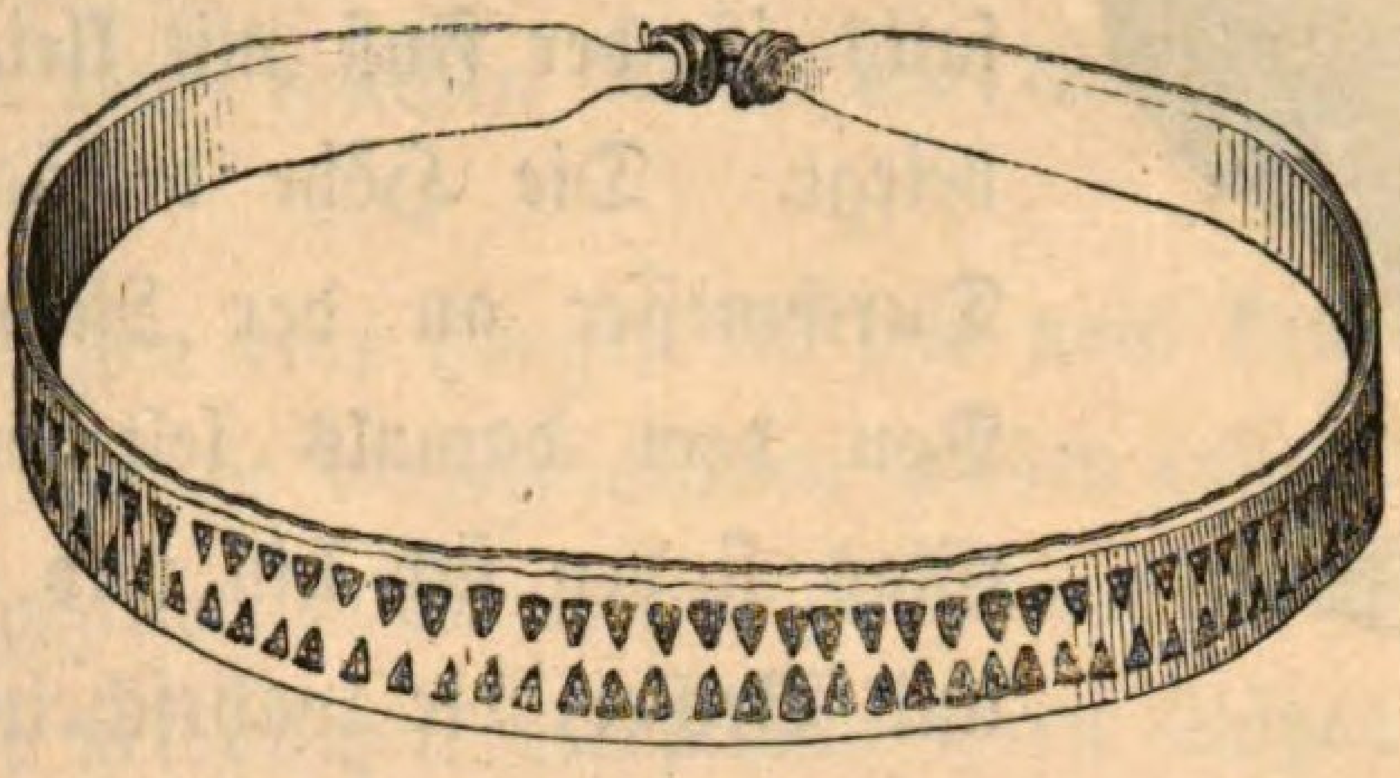
Unter allen Geſchmeiden des heidniſchen Alterthums werden in den alten Sagas keine häufiger erwähnt, als die Armringe. Es wird oft berichtet, wie Könige und Häuptlinge Armringe an Barden, die ihre Heldenthaten beſungen hatten, und an andere Männer verſchenkten, die ſie aus dem einen oder dem andern Grunde belohnen und ehren wollten. So ſchenkte König Rolf dem Helden Viggo zwei goldene Armringe, weil er ihm den Namen „Krake" gegeben hatte. Die aus der Erde aufgegrabenen goldenen Armringe finden ſich bald wie Bänder geformt, bald ſind ſie gebildet aus zwei zuſammengewundenen Goldſtangen oder aus einer einzelnen ſehr gewichtigen Stange, deren Enden, die dicker als der übrige Theil des Ringes ſind, nicht dicht an einander anſchließen, wiederum ſind ſie an der aufwärts gekehrten Seite breit geſchlagen



und mit Zierathen geſchmückt. Zuweilen wurde eine lange Goldſtange in Spiralform mehrmals um den Arm gewickelt. Die Ringe ſind in der Regel maſſiv und ſelbſt heut zu Tage von bedeutendem Werth. Dies gilt verhältnißmäßig auch von den Fingerringen. Die größten derſelben ſind an der Vorderſeite ſehr breit, ſeltener ſind ſie mit einer Einfaſſung von Glasſtücken verziert, gemeiniglich haben ſie einfache, zum Theil noch gebräuchliche Formen.

Die ſilbernen Ringe, die einen Schmuck ſowohl für den Kopf oder den Hals als für die Arme abgaben, ſind bisher nicht erwähnt, weil ſie theils oft als Zahlmittel im Handel benutzt worden zu ſein ſcheinen, theils in der Form und Verarbeitung von den

Goldſachen etwas abweichen. Am gewöhnlichſten ſind ſie entweder aus mehrern dünnen Stangen geflochten, oder, wie der hier vorgeſtellte Armring, aus einer plattgeſchlagenen Stange verarbeitet,



deren nach außen gekehrter Theil mit dreieckigen eingeſchlagenen Zierathen geſchmückt iſt. Es kann überhaupt bemerkt werden, daß dieſe Dreiecke den meiſten ſilbernen Sachen eigenthümlich ſind.

Was die Kleidertracht in dieſer Periode betrifft, ſo wiſſen wir nur wenig mehr beſtimmt, als im Bronzealter. Die gewöhnliche Tracht beſtand aufbewahrten ſchriftlichen Nachrichten zufolge, außer der Kopf- und Fußbedeckung, aus Brogen oder Beinkleidern, Rock mit zugehörigem Gürtel, Mantel und Oberkleidern verſchiedener Art. Daß ſie ſowohl aus Häuten als aus wollenem Zeug gemacht war, wird durch Fünde in den Grabhügeln beſtätigt, jedoch läßt ſich nicht bezweifeln, daß ſie oftmals aus koſtſpieligen Stoffen beſtand, z. B. aus Peld, das durch Handel und Wikingszüge aus fremden Ländern nach dem Norden gebracht wurde.

Wir haben ſo die Schwerter und Waffen geſehen, mit welchen unſere Vorfahren auf ihren weiten Seezügen kämpften; wir haben die mannigfaltigen durch ſie erworbenen Geſchmeide und Schmuckſachen kennen gelernt; der Wunſch wird daher nur als billig erſcheinen, einen flüchtigen Blick auf diejenigen Trinkgefäße werfen zu können, deren ſich die Helden bei ihren Gaſtmälern bedienten, wenn ſie wegen der Strenge des Winters oder aus ſonſtigen Gründen ruhig zu Hauſe ſaßen. Beim Becher gedachten ſie nämlich der Götter und mächtiger hingeſchiedener Helden; beim Becher wurden ſie für Heldenthat entflammt und gelobten künftige Großthaten; beim Becher wurde die Verfaſſung und das Schickſal vieler Geſchlechter, ja wohl gar ganzer Reiche in der Folgezeit entſchieden.

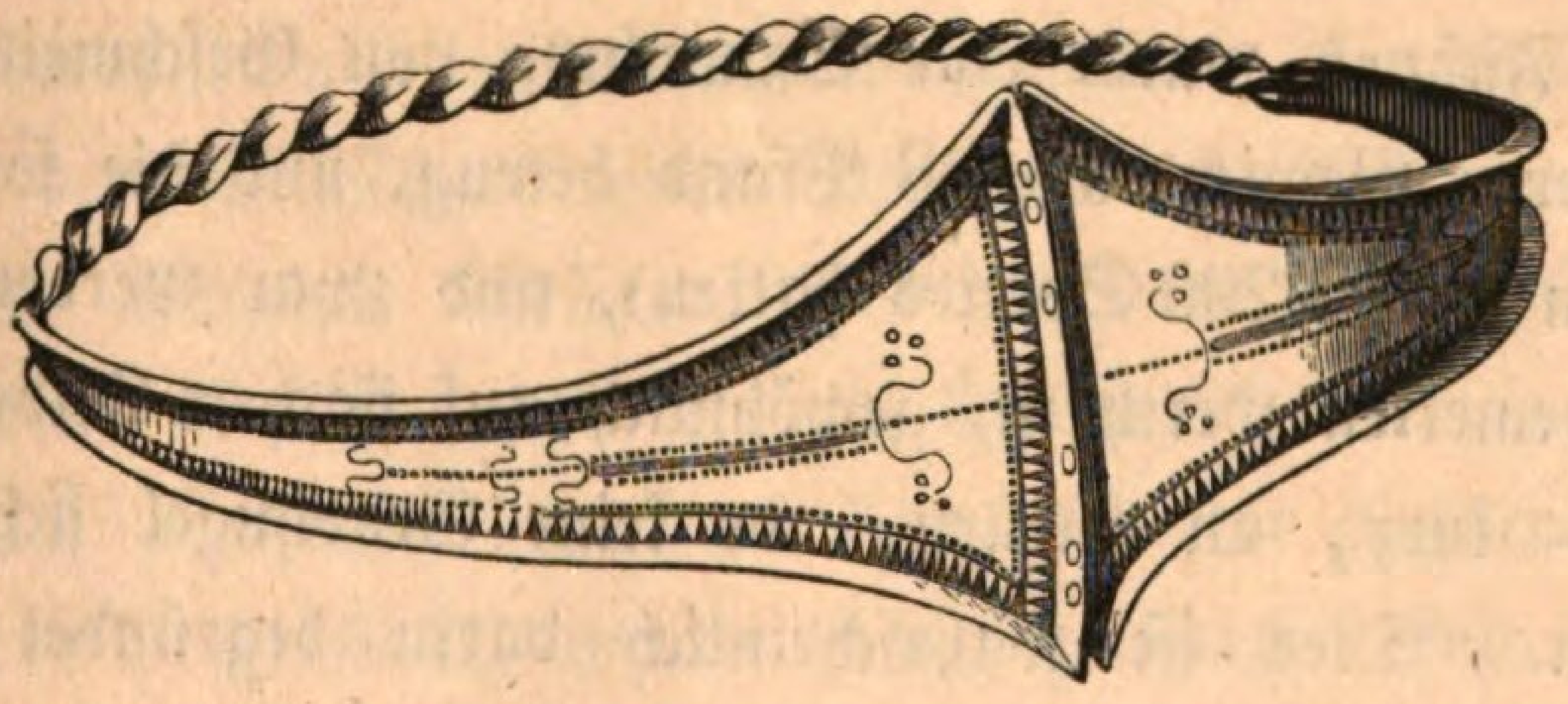
Die Trinkgefäße waren, wie ſich vermuthen läßt, oft koſtbar und mit vieler Sorgfalt verarbeitet. Das hier

abgebildete iſt von Silber, der verzierte Rand an der Mündung von Gold; ebenfalls iſt der Fuß mit kleinen Goldſtücken belegt. Die Höhe beträgt 4½ und der Durchmeſſer an der Mündung 4 Zoll. Von dem damals ſeltenen und theuern Glas finden ſich hin und wieder Schalen und Becher, die wahrſcheinlich zum Theil bei Gaſtmälern gebraucht wurden; denn dieſelben für Aſchenkrüge zu halten, in welche Ueberreſte verbrannter Menſchengebeine niedergelegt wurden, dürfte, namentlich mit Rückſicht auf ihre geringe Größe, ſehr zweifelhaft ſein. Zuverläſſiger iſt, daß es im Alterthum gläſerne Trinkgefäße gegeben hat, die durchaus dieſelbe Form, wie die Ochſenhörner, hatten. Es iſt bekannt genug, daß Thierhörner ſonſt die gewöhnlichſten Trinkgefäße waren; ſo ſollten, hieß es, die Helden im Walhall aus Hörnern Meth trinken. Solchen ähnlich waren auch jene berühmten goldenen Hörner, die unter allen bisher in dem Norden gefundenen Alterthümern den vornehmſten Platz einnehmen. Das erſte wurde im Jahre 1639 bei Gallehuus dicht bei Mögeltondern im Stifte Ripen aus der Erde aufgenommen. Es beſtand aus einem inwendigen feſten Stück, um welches herum dreizehn Ringe lagen; unter dieſen waren die ſieben loſe und mit zahlreichen Bildern und Figuren verziert. Das Horn hatte eine Länge von 5 Viertelellen und 3 Zoll, die Mündung enthielt 4 Zoll im Durchmeſſer; ſein Gewicht betrug 6 Pfund und 13 Loth vom allerfeinſten Golde. Faſt hundert Jahre darauf (1734) wurde bei dem nämlichen Dorfe, Gallehuus, ein anderes freilich am Ende abgebrochenes goldenes Horn entdeckt, das aber doch 7 Pfund und 11 Loth, alſo 30 Loth mehr wog, als das vorige vollſtändige. Ebenſo wie jenes war es mit verzierten Ringen belegt, außerdem aber mit einer fremdartigen Runeninſchrift an der Mündung verſehen. Leider ſind dieſe unſchätzbaren Koſtbarkeiten vor etwa vierzig Jahren von dem Orte, wo ſie aufbewahrt wurden, weggeſtohlen und umgeſchmelzt worden.

In Verbindung mit den Trinkgefäßen und an ſonſtigen Stellen hat man Seihen und Theile von Bowlen oder großen Schüſſeln, in welchen die Getränke aufgetragen wurden, angetroffen. Sie ſind entweder aus Metall geweſen oder aus Holz mit Metallbeſchlag, von welchen dann nur der Metallbeſchlag übrig geblieben iſt.

Es iſt indeſſen eine Frage, die wir noch kaum zu entſcheiden vermögen, ob nicht die obengenannten großen goldenen Hörner ſowie mehrere der aufgegrabenen Bowlen möglicherweiſe bei den Opferungen, die unſere heidniſchen Vorfahren ihren Götzen zu Ehren anſtellten, ſeien benutzt worden. Auf dieſe Weiſe müſſen wir wahrſcheinlich auch die Anwendung einiger Rauchkuchen erklären, die zuweilen nebſt andern Sachen aus dem heidniſchen Alterthum vorkommen.

Gemäß dem, was damals in Schweden und Norwegen der Fall war, ſcheint es höchſt wahrſcheinlich, daß auch die Dänen in ihren Götterhäuſern Götzenbilder gehabt haben. Dergleichen Figuren ſind jedoch hier noch nicht entdeckt worden, ohne Zweifel theils weil ſie bei der Einführung des Chriſtenthums zertrümmert wurden, theils weil ſie aus Holz waren und daher in der Erde verzehrt werden. Wahrſcheinlich werden nämlich die erſten chriſtlichen Prediger ſich bemüht haben, die heidniſchen Götzenbilder zu vernichten. Dieſe wurden häufig mit koſtbaren Kleidern und ſilbernen und goldenen Geſchmeiden geſchmückt. Man glaubt daher an einem großen Ring oder einem Leibbande aus maſſivem mit Silber



gemiſchtem Golde, das auf der Mitte der Vorderſeite zuſammengenietet iſt, den Schmuck für ein Götzenbild gefunden zu haben; denn es läßt ſich kaum annehmen, daß ein Menſch fortwährend

einen ſolchen Ring getragen habe, deſſen hinterer Theil überdieß gedreht iſt und eine ſcharfe Kante hat. Rückſichtlich der Form und der Zierathen hat übrigens der Ring, wie die beigefügte Abbildung zeigt, unverkennbare Aehnlichkeit mit dem oben (Pag. 46) vorgeſtellten Armring. Als urſprünglich zu den heiligen Schätzen in den Götterhäuſern gehörig werden einige maſſive goldene Ringe betrachtet, die zu klein ſind, als daß ſie am Kopf oder um den Hals getragen wären, auch nicht als Handgelenksringe ſcheinen gedient haben zu können, da ſie in zwei große gegen einander gekehrte rundliche Knöpfe enden. Möglicherweiſe waren es daher ſolche Ringe, die auf den Altären lagen, und die beim Eidſchwur von den Schwörenden berührt werden mußten, jedoch iſt dieſe Muthmaßung ihrer Natur nach ziemlich unſicher. Wie anſehnlich und koſtbar die Ringe ſind, kann man ſich daraus vorſtellen, daß drei Ringe der Art, die im Jahre 1817 auf dem Felde des Dorfes Slotsbjergby bei Slagelſe in einer Kiesbank gefunden wurden, zuſammen 76 Loth wiegen und alſo jetzt einen Werth von ungefähr 700 Species haben; daß ihre Koſtbarkeit im Alterthum, wo die reichen Goldgruben Americas den Europäern noch unbekannt waren, weit größer geweſen iſt, iſt ganz natürlich.

Ueberſchauen wir mit einem Blick die hier beſchriebenen mannigfaltigen Goldſachen, ſo werden wir völlig anerkennen müſſen, daß der Schriftſteller (Adam von Bremen), der vor ungefähr 800 Jahren berichtete, daß ſich in Seeland Gold in Ueberfluß fände, in der That die Wahrheit geredet hat. Die Goldſachen finden ſich ſogar ziemlich häufig in größerer Menge geſammelt (bei Broholm auf Fühnen wurde eine Sammlung von Geſchmeiden aufgegraben, deren Gewicht über 8 Pfund betrug, und die ſonach einen Werth von über 2200 Species hatten), und zwar werden ſie, was wohl zu bemerken werth iſt, gewöhnlich auf flachem Felde, in Kiesgräben, — kurz, an Stellen, wo keine Grabhügel ſichtbar ſind, angetroffen. Dies iſt wahrſcheinlich darin begründet, daß die Wikinge, wenn ſie Züge unternahmen, ihre Koſtbarkeiten vergruben, damit dieſelben während ihrer Abweſenheit nicht von Feinden oder Räubern weggenommen würden; fielen ſie dann im Kampfe oder kamen ſie auf andere Weiſe ums Leben, ſo wußte Niemand, wo

ſie ihre Habe verborgen hatten. Freilich wurden auch die koſtbarſten Sachen neben den Todten in die Grabhügel hinabgelegt, allein die meiſten ſolcher Hügel, in welchen ſich Sachen von Werth fanden, ſind im Mittelalter aufgebrochen und geplündert worden.

Der oben erwähnte alte Schriftſteller meldet ferner, daß das viele Gold, welches in Seeland ſich fand, durch Seeräuberei herbeigeſchafft wurde. Darin hat er gewiß in den meiſten Fällen Recht, allein es läßt ſich anderntheils kaum läugnen, daß viel Geſchmeide und Schmuckwerk durch Handel erworben iſt. Schon ſehr früh wurde der Norden von Kaufleuten aus ſüdlich gelegenen Ländern beſucht, die hier vorzugsweiſe Bernſtein und Pelzwerk holten. In ſpäterer Zeit wurden die Handelsverbindungen weiter ausgedehnt, und aus dem Norden ſelbſt ſegelten Kaufleute nach verſchiedenen Ländern, woher ſie fremde und koſtbare Waaren heimbrachten. Die Geſchichte hat uns indeß nicht viele Züge der Art aufbewahrt. Der Kaufmann ſtand nicht in ſo hohem Anſehen wie der Wiking, es war daher natürlich, daß eher ſeine Heldenthaten als jene friedlichen Geſchäfte beſchrieben wurden. Wir müſſen uns alſo darüber freuen, daß in dieſer Beziehung die Alterthümer ſehr wichtige Aufklärungen geben, die ſowohl zur Beſtätigung als zur Erweiterung des geſchichtlichen Stoffes dienen können.

Im Alterthum wurde kein Geld in unſerm Norden gemünzt. Der Handel beſtand zwar größtentheils in Tauſchhandel, allein es gab doch manche Fälle, wo es nothwendig war eine Art Zahlungsmittel zu haben. Anſtatt der Münzen wurden dann Silber- und Goldſtücke gebraucht, die entweder von den Ringen oder von Barren abgehauen wurden und nach dem Gewicht galten. Am öfteſten bediente man ſich des Ringſilbers oder Stückchen von vielen verſchiedenen zerbrochenen Ringen. Erſt ungefähr um das Jahr 1000 fing der König Svend Tveſkiäg an hier in Dänemark münzen zu laſſen. Aus ſüdlich gelegenen Ländern aber, wo die Cultur früher auf einer höhern Stufe ſtand, wurde häufig gemünztes Geld hergebracht. Dieſes, welches hin und wieder aus der Erde aufgegraben wird, iſt ſehr wichtig und verdient beſondere Beachtung, weil es nicht bloß die Handelsverbindungen der Vorzeit aufklären, ſondern auch oft einen Wink geben kann, um das Alter anderer mit demſelben

niedergelegten Sachen zu beſtimmen. Es iſt nämlich mit Inſchriften verſehen und kann ſo auf eine beſtimmte Zeit zurückgeführt werden, was ſonſt ſo gut wie nie mit unſern nordiſchen Alterthümern der Fall iſt.

Die älteſten in Dänemark angetroffenen Münzen ſind römiſchen Urſprungs, und faſt ohne Ausnahme zwiſchen den Jahren 50 und 200 nach der Geburt Chriſti geprägt. Ungefähr in dieſe Periode fallen ſo 428 römiſche Münzen (von Tiberius bis Marcus Aurelius), die am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts aus einem Torfmoor unweit Slagelſe herausgehoben wurden. Auch anderwärts, z. B. in Holſtein, hat man Silber- und Kupfermünzen aus der nämlichen Zeit gefunden, am häufigſten aber kommen ſie auf Bornholm zum Vorſchein. Römiſche Kaiſermünzen, die jedoch ebenfalls ſo gut wie ausſchließlich aus dem genannten Zeitraum herrühren, werden auch in Schweden, am meiſten auf Gothland und Oeland, ſowie in den Ländern öſtlich und ſüdlich vor der Oſtſee, in Poſen und Polen, angetroffen, welches anzudeuten ſcheint, daß die Verbindung, die zu jener Zeit zwiſchen dem Römerſtaat und dem Norden exiſtirte, aller Wahrſcheinlichkeit nach von den römiſchen Beſitzungen im jetzigen Ungarn ausgegangen ſei. Daß die Münzen gerade aus den Jahren 50 bis 200 nach der Geburt Chriſti herrühren, ließe ſich dann wahrſcheinlich daraus erklären, daß die Römer ungefähr nur in der Periode feſte Beſitzungen in Ungarn hatten; denn ſchon im dritten Jahrhundert fingen die Gothen an ins römiſche Reich Einfälle zu thun, und von jetzt an verlor dieſes immer mehr und mehr Beſitzungen, während es durch äußere wie innere Kriege zerriſſen wurde. Vom dritten und vierten Jahrhundert an finden wir daher hier entweder keine oder nur äußerſt wenige römiſche Münzen; erſt nachdem das Römerreich in zwei Theile, in das oſt- und weſtrömiſche Reich zerfallen war, welches ungefähr ums Jahr 400 geſchah, ſcheint eine Verbindung mit dem öſtlichen Reich, deſſen Hauptſtadt Byzanz (Conſtantinopel) war, eröffnet zu ſein. Die hier geprägten Münzen, die von der Zeit an nach dem Norden gebracht wurden, waren aus Gold und hießen allgemein Byzanten. In unſerm Norden kommen ſie am meiſten aus dem 5ten und 6ten Jahrhundert

vor; wie bemerkt, ſind zuweilen Spuren vorhanden, daß ſie mit einem Oehr verſehen und ſo als Geſchmeide angewandt geweſen ſind; die Nachahmungen derſelben, die ſogenannten Goldbracteaten, haben wir ſchon oben erwähnt. Die Verbindung mit Byzanz muß indeſſen der Natur der Sache gemäß bis in ziemlich ſpäte Zeit herab gedauert haben; denn die Nordländer, die ſogenannten Wäringer, zogen bekanntlich häufig nach Byzanz, wo ſie in der Leibwache des Kaiſers Dienſte annahmen.

Erinnern wir, daß unſere Väter zum großen gothiſchen Völkerſtamme gehörten, der von den Gegenden am ſchwarzen und kaſpiſchen Meere ausgewandert ſein ſoll, ſo können wir leicht erklären, warum ſie ſowohl mit dem römiſchen Reich in Verbindung ſtanden, als auch insbeſondere den Verkehr mit dem Morgenlande aufrecht erhielten. Beweiſe liefern die zahlreichen morgenländiſchen Münzen, die hier im Norden aufgegraben werden. Sie ſind meiſtens von Silber und mit der in der Stadt Kufa angefangenen ältern arabiſchen Schriftart, wornach ſie gemeiniglich kufiſche Münzen genannt werden, geprägt. In Dänemark ſind ſie am häufigſten auf Bornholm gefunden worden, wo ſogar zur Zeit Friedrichs des Vierten beim Torfſchneiden ein ganzer Scheffel voll aufgegraben ſein ſoll. Auf Falſter bei Vaalſe that man ebenfalls im Frühling 1835 einen großen Fund von etwa 160 Stück, die in einem metallenen Gefäß nebſt einer großen Menge angelſächſiſcher und deutſcher Münzen aus dem 10ten Jahrhundert, Barren und vielen verſchiedenen ſilbernen Geſchmeiden, als Ringen von geflochtener Arbeit ꝛc., die zum Theil zerbrochen waren, wahrſcheinlich um als Zahlungsmittel gebraucht zu werden, niedergelegt waren.

Die bisher in dem Norden aufgegrabenen kufiſchen Münzen ſind theils von den Kalifen zu Bagdad, theils von verſchiedenen Fürſten, vorzüglich den Samaniden in Choraſan und Segeſtan, die unter ihrer Oberherrſchaft ſtanden, geprägt worden, und ſie laſſen ſich alle zwiſchen die Jahre 700 und 1050 nach der Geburt Chriſti zurückführen. Von den Ländern am kaſpiſchen Meere, in welchen die Münzen faſt immer geprägt ſind, wurden ſie dann, ſoweit man hat muthmaßen können, die Wolga hinauf zugleich mit Waaren in das Innere Rußlands gebracht,

z. B. nach der wichtigen Handelsſtadt Nowgorod, die ſogar von Nordländern angelegt ſein ſoll. Hier wurden große Märkte gehalten, auf welchen nordiſche Kaufleute für Pelzwerk, getrocknete Fiſche und Bernſtein morgenländiſche Münzen und Koſtbarkeiten erhielten. Ueberhaupt herrſchte eine lebhafte Verbindung zwiſchen Scandinavien und Aſien über das nördliche Rußland (das ſogenannte Biarmeland und Garderike) bis zum Schluſſe des 11ten Jahrhunderts, als zuerſt innere Unruhen in Rußland und ſpäterhin das Einbrechen der Mongolen auf einige Zeit dem gewöhnlichen Gange des Handels Einhalt that. Schleswig wird bei arabiſchen Schriftſtellern als eine wichtige Handelsſtadt genannt, von wo viele Schiffe nach Rußland (Griechenland) ſegelten. Bei Bornholm, wo ſich gerade viele kufiſche Münzen finden, und Gothland, heißt es, verſammelten ſich die Rußlandsfahrer. Ohne Zweifel iſt Gothland, nach den zahlloſen kufiſchen Münzen, die daſelbſt nebſt ſilbernen Sachen, angelſächſiſchen und deutſchen Münzen aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert aufgegraben werden, zu urtheilen, ſchon zur Zeit des Heidenthums der wichtigſte Platz des Nordens für den Handel ſowohl mit dem Morgenlande über Rußland als mit Deutſchland und England geweſen. Durch dieſen Handel gelangte auch ſpäterhin die Stadt Wisby zu jener außerordentlichen Höhe der Macht und des Reichthums.

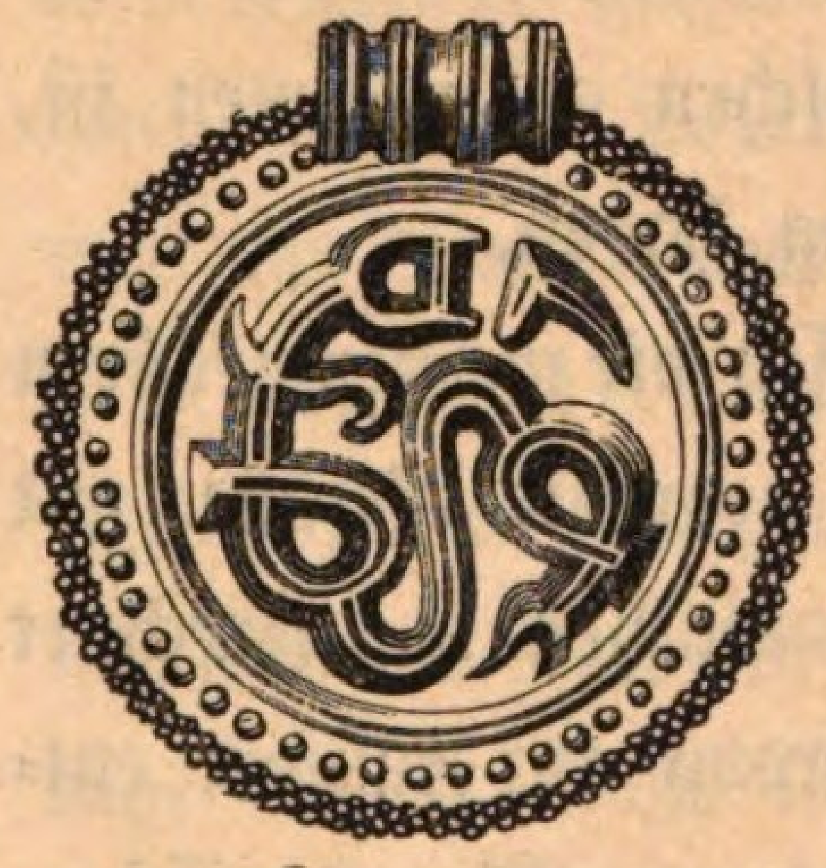
Wie die Münzen Aufklärungen über die Verbindungen unſerer Väter gegen Morgen mittheilen, ſo geben ſie auch über das Verhältniß des Nordens zum abendländiſchen Europa merkwürdige Winke. Es läßt ſich natürlich nicht bezweifeln, daß die Bewohner des Nordens auf die weſtlichen Länder Handel getrieben haben, am Schluſſe des Heidenthums nahm jedoch die Verbindung einen durchaus kriegeriſchen Character an, indem anſtatt der friedlichen Kaufleute jetzt nur große Haufen wilder Wikinge an ihren Küſten landeten. Zahlreiche in unſerm Norden angetroffene engliſche und holländiſche Münzen aus dem 10ten und 11ten Jahrhundert zeugen hinlänglich von den glücklichen Zügen der Nordländer gegen Weſten; in der neueſten Zeit hat man ſogar Münzen entdeckt, die wahrſcheinlich von Anführern der Wikingſchwärme geſchlagen ſein müſſen. So hat man unter andern eine Münze, auf deren einer

Seite man das Zeichen des franzöſiſchen Königs Carl des Kahlen erblickt, dagegen findet ſich auf der entgegengeſetzten Seite der Name eines nordiſchen Seekönigs Knud. An einer andern Münze, die ebenfalls von Knud iſt, findet ſich auch der Name des engliſchen Königs Alfred des Großen. Knud muß alſo auf ſeinen Zügen ſowohl England als Frankreich heimgeſucht haben. Einzelne Münzen ſind bloß mit nordiſchen Namen bezeichnet, z. B. Münzen von einem König Sigfred, der wahrſcheinlich derſelbe Mann, als jener König Sigfred iſt, welcher dem Berichte alter Chronikenſchreiber zufolge mit ſeinen Normannen bedeutende Eroberungen in Frankreich machte und beſonders durch ſeine hartnäckigen Angriffe auf Paris ſich auszeichnete. Dieſe und ähnliche Münzen werden dazu dienen in hohem Grade die Auſſagen der Chroniken über die Unternehmungen der nordiſchen Wikinge im Abendlande zu beſtätigen und zu erläutern.

Da unfehlbar mit fremden Münzen auch fremde Koſtbarkeiten und Waaren hergekommen ſind, ſo hat man mithin bei den Alterthümern des Eiſenalters zu unterſcheiden: 1) die rein römiſchen oder antiken Sachen, 2) die oſtrömiſchen oder byzantiniſchen, 3) die morgenländiſchen, 4) die aus dem abendländiſchen Europa ſtammenden, und endlich 5) diejenigen, von welchen anzunehmen iſt, daß ſie aus dem Norden ſelbſt ihren Urſprung haben.

Zu den rein römiſchen Alterthümern müſſen die meiſten größern Metallgefäße und namentlich einige runde gedrehte Gefäße mit Handhabe, ferner die Seihen, einzelne Glasſachen ꝛc. gerechnet werden. In einem Kiesgraben bei Norder Broby auf Fühnen entdeckte man auch im Frühling 1839 unter mehrern Metallgefäßen, Haarnadlen, Perlen, Spornen u. ſ. w. einen kleinen runden Spiegel, der aus einer mit Zink gemiſchten Metallmaſſe gemacht war und beſtimmten römiſchen Spiegeln völlig glich, und daneben den Ueberreſt der Handhabe eines Gefäßes, an der man einen römiſchen Fabrikſtempel erblickt. Neben oſtrömiſchen Münzen trifft man hin und wieder goldene Geſchmeide, die mit halbmondförmigen eingeſchlagenen Verzierungen geſchmückt ſind; möglicherweiſe ſind dieſelben mit den Münzen hergebracht. Aus dem Morgenlande ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach die ſilbernen Sachen gekommen;

denn nicht bloß in Dänemark, ſondern auch in den übrigen Ländern des Nordens finden ſich die geflochtenen Silberringe und die übrigen ſilbernen Geſchmeide, die zum Theil dreieckige Verzierungen haben, faſt immer in Verbindung mit kufiſchen Münzen. Beſtimmt anzudeuten, welche Sachen aus dem abendländiſchen Europa nach dem Norden eingeführt ſeien, würde mit vielen Schwierigkeiten verbunden ſein, wenngleich wegen der zahlreichen Wikingszüge ohne Zweifel die Zahl dieſer Sachen ſehr beträchtlich geweſen iſt. Dagegen iſt es völlig klar, daß die für das Eiſenalter characteriſtiſchen Verzierungen keineswegs urſprünglich in dem Norden entwickelt ſind, ſondern ſie haben die meiſte Uebereinſtimmung mit den Verzierungen an gleichzeitigen angelſächſiſchen und fränkiſchen Arbeiten. Es iſt alſo guter Grund vorhanden um anzunehmen, daß die höhere Cultur, die früher gegen Weſten in England, Frankreich und den ſüdlichern Ländern herrſchte, und die auf den Trümmern der untergegangenen römiſchen Cultur entſtanden war, zugleich einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der rohern nordiſchen Völkerſchaften ausgeübt habe. Die characteriſtiſchen Verzierungen des Eiſenalters ſind ſymmetriſche Windungen und Arabeſken.



Symmetriſche Windungen wurden nicht allein an Geſchmeiden, wie an der hier abgebildeten Bracteate, ſondern auch an den meiſten andern Arbeiten aus der Zeit, z. B. an Schwertgriffen (ſiehe die Abbildung Pag. 39) und ſelbſt an Runenſteinen, wo die Inſchrift häufig in die Windungen eingegraben iſt, angebracht. Da dieſe nicht ſelten ſich in die eine oder die andere rohe Darſtellung eines phantaſtiſchen Thierkopfes endigen, ſo haben Einige die ſymmetriſchen Windungen für Schlangenfiguren

angeſehen, wornach ſie die Verzierungen Schlangenverzierungen benannten. Es muß aber wohl bemerkt werden, daß jene Verzierungen nach einem ältern römiſchen Geſchmack gebildet ſind, und daß die phantaſtiſchen Thierköpfe meiſtens geradezu an die Stelle der urſprünglichen Blätter getreten ſind, daß man alſo vom Anfang an

ſchwerlich an die Darſtellung irgend eines beſtimmten Thieres gedacht hat. Aus demſelben Grunde darf man auch nicht behaupten, daß an dem obenſtehenden Becher ein Drache abgebildet ſei, und darnach die Verzierungen Drachenverzierungen nennen; es ſind ſicherlich bloß ſymmetriſche Windungen und Arabeſken mit den gewöhnlichen phantaſtiſchen Thierköpfen. Der erwähnte Becher, der aus Silber und 1¾ Zoll hoch iſt, wurde einſt aus dem Grabe der berühmten Königin Thyre Danebod zu Jellinge aufgenommen; wir wiſſen alſo beſtimmt, daß er aus dem 10ten Jahrhundert herrührt. Die Hinterſeite des großen Runenſteines zu Jellinge, den in demſelben Jahrhundert der König Harald Blaatand ſeinen Eltern Gorm und Thyre zu Ehren errichten ließ, iſt auch mit ganz ähnlichen Verzierungen geſchmückt. Es iſt überhaupt durch viele Beiſpiele beſtätigt, daß ſymmetriſche Windungen und Arabeſken ſich im Norden ziemlich lange nach der Einführung des Chriſtenthums erhielten.

Ungeachtet die Kunſtfertigkeit in dem Eiſenalter meiſtens ſich auf die Nachbildung oder allenfalls auf die Nachahmung der Geſchmeide und Koſtbarkeiten anderer Länder beſchränkt zu haben ſcheint, ſo hat ſie doch in dieſer Beziehung wahrſcheinlich auf keiner niedrigen Stufe geſtanden. Es iſt wohl möglich, daß viele Sachen, die wir als fremde betrachten, wirklich hier verarbeitet ſind; denn nicht allein werden in den alten ſchriftlichen Nachrichten geſchickte Schmiede erwähnt, ſondern es iſt überdieß an ſich einleuchtend, daß ein Volk, welches in lebhaftem Verkehr mit Ländern ſtand, wo die Cultur früher Eingang gefunden hatte, und welches Schiffe bauen konnte, mit denen die Wikinge viele und weitläufige Reiſen zu unternehmen im Stande waren, auch wohl Geſchmeide und andere zur Bequemlichkeit und Ueppigkeit gehörige Sachen zu verarbeiten gelernt habe, zumal da ſpäterhin durch die Wikingszüge ſo große Reichthümer nach dem Norden gebracht wurden.

Es iſt noch übrig zu unterſuchen, um welche Zeit das Eiſenalter in Dänemark ſeinen Anfang genommen habe. In der Beantwortung dieſer für die Geſchichte wichtigen Frage müſſen erſt die mit den Alterthümern des Eiſenalters aufgegrabenen Münzen berückſichtigt werden, weil dieſe ſämmtlich auf beſtimmte Jahre ſich zurückführen laſſen. Nun iſt wohl wahr, daß die älteſten hier

aufgegrabenen Münzen zu Rom in dem erſten Jahrhundert nach der Geburt Chriſti geprägt ſind. Wenn aber auch einige Münzen nebſt Gefäßen und Geſchmeiden vereinzelt über das öſtliche Europa von Rom hergebracht wurden, ſo reichte dieſer Umſtand doch nicht hin, um zu bewirken, daß damit die hieſige Cultur zu Grunde gegangen wäre. Die römiſchen Münzen und Alterthümer finden ſich in Dänemark gewöhnlich iſolirt, daher es ſchwieriger iſt zu entſcheiden, ob dieſelben im Bronze- oder Eiſenalter hergebracht ſeien. Daß ſie indeſſen hier ſo behandelt werden, als wenn ſie zum Eiſenalter gehörten, liegt darin, daß ſie, wenn wir entweder dieſes oder jenes annehmen wollen, doch in Geſchmack und Verarbeitung am meiſten mit den Sachen dieſer Periode übereinſtimmen. Ueberdieß iſt wohl zu beachten, daß vor ſiebzehn hundert Jahren der Verkehr zwiſchen den ſüdlichen Ländern und dem Norden ſo großen Schwierigkeiten unterworfen war, daß eine regelmäßige Verbindung nicht denkbar iſt. Es konnten ſonach viele Jahre darüber hingehen, ehe Waaren aus Rom den Norden erreichten; denn vermuthlich gingen dieſelben durch Zwiſchenhandel von den Römern zu den nächſtwohnenden Völkerſchaften, von dieſen wiederum zu den Nachbarn und auf die Art gelangten die Sachen allmählig weiter und weiter ins öſtliche und nördliche Europa hinauf. Natürlich ſind ebenfalls die oſtrömiſchen Münzen aus dem 5ten und 6ten Jahrhundert erſt in einer ſpätern Periode nach dem Norden gekommen; nichts deſto weniger iſt es doch wahrſcheinlich, daß die Eiſenperiode zu der Zeit, und ohne Zweifel noch früher, in dem jetzigen Schweden und Norwegen ihren Anfang genommen habe. Damit aber iſt noch nicht abgemacht, daß ſie zur ſelben Zeit in Dänemark ſollte angefangen haben; gegen dieſe Annahme reden ſehr gewichtige Gründe.

Im Vorhergehenden iſt nämlich nachgewieſen, daß Alterthümer aus dem Stein- und Bronzealter ſehr häufig in Dänemark und dem ſüdweſtlichen Theile des jetzigen Schweden ſich finden, überaus ſelten aber oder nur vereinzelt im übrigen Schweden und in ganz Norwegen. Mit den Sachen aus dem Eiſenalter verhält es ſich völlig umgekehrt. Die für dieſe Periode characteriſchen Schwerter und übrigen Waffen, die ovalen Bruſtſchnallen, Moſaikperlen u. ſ. w. ſind ſo gewöhnlich in Schweden und Norwegen,

daß Spuren derſelben faſt in jedem Grabhügel, den man daſelbſt unterſucht, angetroffen werden, dagegen ſie in Dänemark (Bornholm ausgenommen, das in antiquariſcher Rückſicht ſich zunächſt an Schweden anſchließt) im Verhältniß zu den Stein- und Bronzeſachen höchſt ſelten vorkommen. An hiſtoriſch bekannten Orten, z. B. zu Leire und Jellinge, von welchen wir doch annehmen müſſen, daß ſie in der heidniſchen Zeit ziemlich ſtark bewohnt geweſen, ſind bisher ſo gut wie ausſchließlich nur Schwerter und Geſchmeide aus dem Bronzealter aufgegraben worden, keine aber aus dem Eiſenalter, obgleich zahlreiche Gräber in der Nähe unterſucht worden ſind. Dies kann um ſo weniger zufällig ſein, da das Muſeum für Alterthümer, das ſeit einer Reihe von Jahren aus den verſchiedenen Gegenden des Landes und aus vielen hundert Grabhügeln Bereicherungen erhalten hat, nur im Beſitze äußerſt weniger Eiſenwaffen iſt, die erweislich in heidniſchen Gräbern gefunden ſind, während es dagegen eine Reihe von etwa ein paar hundert Schwertern und Dolchen aus Bronze aufzuweiſen hat. Es ließe ſich hier freilich einwenden, daß der däniſche Erdboden vielleicht früher, als der Boden von Norwegen und Schweden, Eiſenſachen verzehrt, es muß aber wohl bemerkt werden, daß wendiſche Eiſenwaffen häufig in heidniſchen Gräbern in Meklenburg ſich finden, deſſen Boden dieſelbe Beſchaffenheit hat als der däniſche. Ebenfalls hat man behauptet, das Eiſen ſei wegen ſeiner Koſtbarkeit nicht ſowie die Bronze in die Gräber niedergelegt worden. Allein war die Bronze nicht ebenſo koſtbar, ja vielleicht noch koſtbarer, indem ſie aus zwei zuſammengeſchmolzenen Metallen beſtand, von welchen das eine, nämlich das Zinn, auf dem kürzeſten Wege von England geholt werden mußte? Es iſt auch bekannt genug, daß, während hier durchaus kein Kupfer ſich findet, der däniſche Boden doch an einzelnen Stellen Eiſenerz birgt, welches das Waſſer der Wieſen und der Landſeen von ſich ausgeſondert hat, und das in der ſpätern hiſtoriſchen Zeit von den Bauern ausgeſchmelzt worden iſt. Der Mangel an Sachen aus dem Eiſenalter in Dänemark wird alſo ſchwerlich zur Genüge erklärt werden können, außer wenn man anerkennt, daß die Kunſt das Eiſenerz auszuſchmelzen, wie die Cultur des Eiſenalters überhaupt, ſpäter nach Dänemark gekommen

ſein müſſe, als nach dem übrigen Norden, wo auch das Eiſen ohne Vergleich in weit größern Maſſen ſich findet. Außerdem iſt es ſehr glaublich, daß eine Cultur, wie die früherhin in Dänemark in dem Bronzealter da geweſene, ſich nicht leicht von einer neuern Cultur ganz verdrängen ließe, es ſei denn daß dieſe ſchon auf einer ziemlich hohen Stufe der Ausbildung geſtanden hätte. Aus allen Thatſachen aber geht hervor, daß die Ausbildung in dem Eiſenalter vor dem 8ten und 9ten Jahrhundert keine beſondere Kraft erreicht hat. Ungefähr um dieſe Zeit treffen wir zuerſt in England und Frankreich die ſymmetriſchen Windungen und Arabeſken, die ſpäterhin Vorbilder der characteriſtiſchen Verzierungen des Eiſenalters wurden, und um dieſelbe Zeit war es, daß morgenländiſche Münzen und Waaren über Rußland nach dem Norden gebracht zu werden anfingen; mit andern Worten: um dieſe Zeit kam erſt eine lebhafte Verbindung mit den Ländern gegen Oſten und Weſten zu Stande. Nach unſerer jetzigen Kenntniß der Alterthümer müſſen wir daher annehmen, daß das Eiſenalter nicht früher in Dänemark gegründet ſein kann, als etwa im 8ten Jahrhundert, daß es aber ohne Zweifel weit früher in Schweden und Norwegen feſten Fuß gehabt habe. Dieſes ſcheint auch ſowohl durch die Beſchaffenheit der Grabhügel als durch den Gang der Bevölkerung Scandinaviens beſtätigt zu werden, wovon ausführlicher unten. Eine umfaſſende Betrachtung der Alterhümer in den verſchiedenen Ländern des Nordens wird im Ganzen genommen offenbar zeigen, daß die drei nordiſchen Reiche keineswegs in der Vorzeit denſelben Veränderungen der Cultur unterworfen geweſen ſind.

Zweite Abtheilung.

Von unſern Steinſetzungen und Grabhügeln ꝛc.

Um eine möglichſt zuverläſſige und vollſtändige Ueberſicht über die früheſte Bevölkerung und die älteſten Verhältniſſe unſeres Vaterlandes zu begründen, iſt es nicht hinreichend die Aufmerkſamkeit bloß auf die aus der Erde aufgegrabenen Alterthümer zu richten. Es iſt ebenſo unumgänglich nothwendig mit Sorgfalt diejenigen Stellen, an welchen ſich die Alterthümer am gewöhnlichſten vorfinden, zu unterſuchen und zu vergleichen, weil ſonſt viele der allerwichtigſten Puncte entweder gar nicht oder höchſtens ſehr unbefriedigend erläutert werden würden. Wir würden ſo im Vorhergehenden die Alterthümer kaum auf drei auf einander folgende Zeitalter haben beziehen können, wenn nicht die Erfahrung gelehrt hätte, daß Alterthümer, die verſchiedenen Zeitaltern angehören, auch in der Regel für ſich gefunden werden. Jedoch ſind es bei weitem nicht alle Findorte, die hier auf gleiche Art in Betracht kommen werden. Eine große Menge von Alterthümern wird z. B. in Torfmooren aufgegraben, allein wer darf mit Sicherheit behaupten, jene Sachen hätten von der Zeit an, da ſie gebraucht wurden, immer daſelbſt gelegen, und jedenfalls, wer kann entſcheiden, ob ſie nicht ſpäterhin mit jüngern hineingeworfenen oder verlornen Sachen gemiſcht worden ſeien? Sonach werden es nicht die Stellen, wo Alterthümer zufällig können angetroffen werden, ſondern vielmehr unſere uralten Steinſetzungen und Grabhügel ſein, die in der genannten Beziehung der Gegenſtand einer nähern Beſchreibung ſein ſollen; denn von den Gräbern wiſſen wir, daß ſie in der Regel ſowohl die Gebeine der Todten als auch außerdem viele von ihren Waffen, Geräthſchaften und Geſchmeiden bergen, die in der Vorzeit neben ihnen begraben wurden. Hier können wir alſo im Allgemeinen erwarten diejenigen Sachen beiſammen zu finden, die urſprünglich zu einer Zeit gebraucht worden ſind. Die Grabhügel dienen außerdem vielfach zur Aufklärung der Verhältniſſe des heid-

niſchen Alterthums. Sie ſind die ſicherſte Quelle, um zur Kenntniß der Begräbnißſitten, die allmählig einander ablöſten, zu gelangen, und indem ſie feſtſtehende Denkmäler ſind, die zwar weggenommen, nie aber von ihrem urſprünglichen Platze verſetzt werden können, ſo geben ſie durch ihre Lage und Ausdehnung beſonders merkwürdige Zeugniſſe über die älteſte Bevölkerung der verſchiedenen Gegenden ab. Aus einem einzelnen alleinſtehenden Grabhügel darf man indeſſen nicht zu viel ſchließen wollen, ſondern dadurch, daß wir eine große Menge von Beobachtungen aus allen Gegenden des Landes vergleichen, gelangen wir nach und nach zur Erkenntniß des Allgemeinen und Beſondern an den Gräbern, und wir lernen dadurch die verſchiedenen Arten derſelben auf beſtimmte Claſſen und einigermaßen beſtimmte Zeiten zurückführen. Die Wichtigkeit dieſes Verfahrens iſt durchgreifend. Denn, um ein Beiſpiel anzuführen, können wir darthun, daß es in gewiſſen Gegenden Grabhügel und Steinſetzungen derſelben Form und deſſelben Inhaltes giebt, und daß außerhalb dieſer Gegenden ganz andere oder entgegengeſetzte Verhältniſſe ſtatt finden, dann haben wir gewiß einen gültigen Grund um zu ſchließen, daß ſolche Strecken in der Vorzeit von denſelben, oder wenigſtens ſehr nahe verwandten Volksſtämmen bewohnt geweſen ſeien.

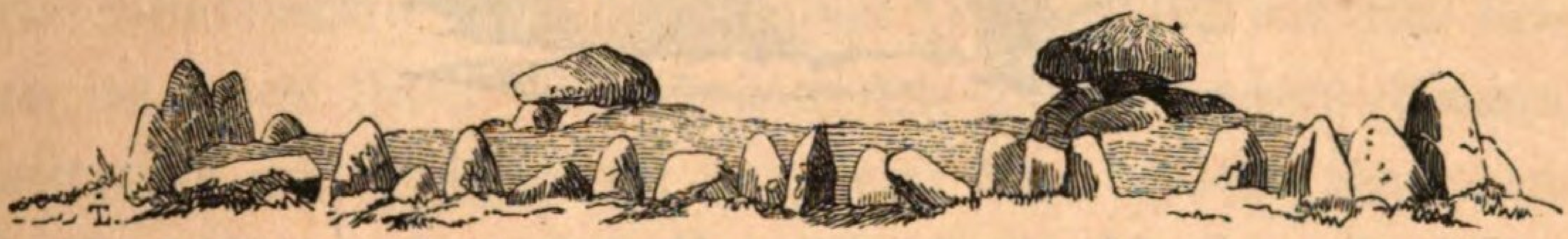
Wie die Alterthümer ſind auch die Grabhügel Dänemarks, Norwegens und Schwedens früher unter einem Abſchnitt behandelt worden, wodurch die verſchiedenſten Arten als zu einem Zeitraum gehörig zuſammengemiſcht worden ſind. Aus dem Grunde werden wir in einer kurzgefaßten Ueberſicht zuerſt die Hauptclaſſen der erweislich däniſchen Denkmäler darſtellen, und darnach unterſuchen, in welcher Verbindung dieſe mit den Ueberbleibſeln aus der Vorzeit des übrigen Nordens ſtehen.

Die däniſchen Grabhügel theilen ſich, ebenſo wie die Alterthümer, in drei Claſſen, nämlich: Gräber aus dem Steinalter, dem Bronzealter und dem Eiſenalter, an welche letzten die Denkſteine mit Inſchriften, die ſogenannten Runenſteine, ſich anſchließen.

I. Gräber aus dem Steinalter.

a) Steingräber (Steendyſſer).

Die anſehnlichen uralten Denkmäler, die gemeiniglich Steingräber, in Deutſchland oft Urgräber oder Hünengräber, heißen, ſind niedrige Erderhöhungen, die man von einer Menge großer, aufrecht ſtehender Steine umgeben ſieht, auf deren Rücken Kammern von großen zuſammengeſtellten Steinen ſich erheben. Obgleich unzählige der Steine wegen weggeräumt oder gänzlich zerſtört ſind, ſo giebt es doch noch in Dänemark eine ſehr bedeutende Anzahl derſelben. Sie werden am häufigſten an den Küſten angetroffen, ſo beſonders auf der Nord- und Weſtküſte von Seeland, auf den Küſten von Fühnen, im nördlichen Jütland am Liimfjord, vorzüglich im Amte Thiſted, ferner längs der Oſtküſte von Jütland, Schleswig und Holſtein, ſeltener verſpürt man ſie auf der Weſtküſte und noch ſeltener im Innern des Landes. Sie laſſen ſich auf zwei Hauptarten beziehen: 1) länglichrunde, ſchmale und 2) kleine, rundliche Steingräber (Steendyſſer), oder: Langgräber (Langdyſſer) und Rundgräber (Runddyſſer). Da die Langgräber, von welchen wir hier einen haben abbilden laſſen, von der Seite geſehen, in großer



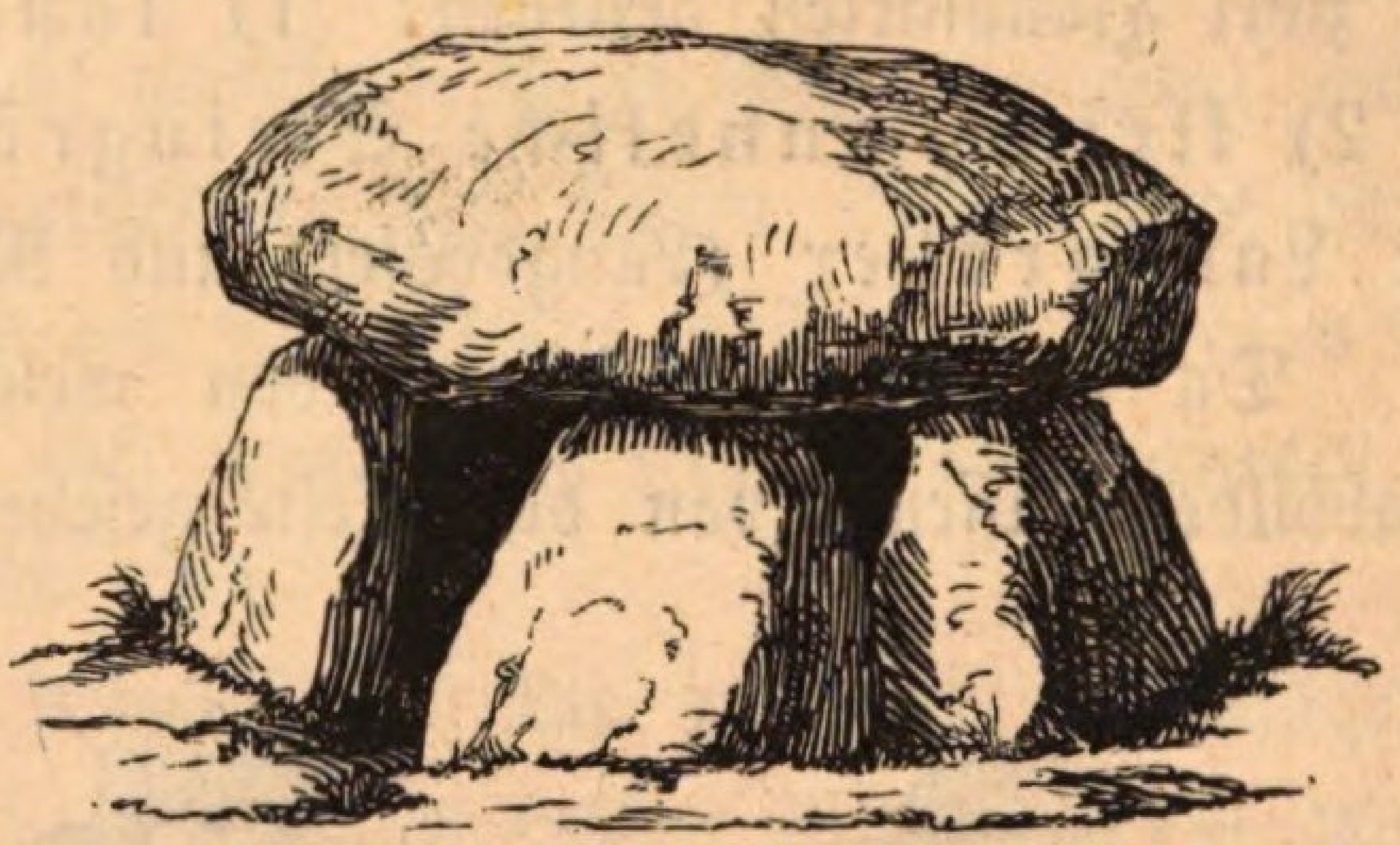
Menge in mehrern Gegenden des Landes da liegen, ſo iſt natürlich ihre Größe ſehr verſchieden. Meiſtens ſind ſie zwiſchen 30 und 60 Ellen lang, mitunter freilich um Einiges kleiner, allein es iſt auch nicht ohne Beiſpiel, daß man ſie über 100, einzelne ſogar über 200 Ellen lang antrifft. Ihre Breite dagegen iſt ſehr unbedeutend; meiſtens beträgt ſie nur 8 bis 12, und bloß bei den allerlängſten 15 bis 20 Ellen.

Eine allgemeine Regel über die Richtung, in der ſie liegen, läßt ſich nicht angeben. Am häufigſten trifft man ſie in der Richtung von Oſten nach Weſten, ſie liegen aber auch ſowohl von Süden nach Norden, als von Nordoſt nach Südweſt. Ueberhaupt

ſcheint man in der älteſten Zeit nicht ausſchließlich ſich an irgend eine feſte Regel bei der Aufführung ſolcher Denkmäler gebunden zu haben.

Auf die Umzäunung der Erderhöhungen mit großen Steinen iſt beſonderer Fleiß und ausnehmende Sorgfalt verwendet worden. Zuweilen erblickt man über hundert koloſſale Steinblöcke, in einen länglichrunden Kreis um den Fuß des Hügels herumgeſetzt, und zwar ſelbſt in Gegenden, wo nicht allein jetzt, ſondern wahrſcheinlich auch zum Theil im Alterthum an ſolchen Steinen Mangel geweſen iſt. Mitunter finden ſich auch Spuren, daß die Hügel urſprünglich mit zwei oder mehrern großen Steinringen umzäunt geweſen ſind.

Die auf dem Rücken der Erderhöhungen errichteten Kammern oder Steinſtuben werden von einem Deckſtein gebildet, der auf mehrern in einen Kreis zuſammengeſtellten Tragſteinen ruht. Der



Deckſtein hat oft 15 bis 20 Ellen Umfang und 4 bis 5 Ellen Länge; die nach unten gekehrte Seite, die den Boden der Steinſtube ausmacht, hat immer eine ganz ebene Platte, wogegen der nach oben gekehrte Theil faſt immer ſehr unförmlich iſt. Die Tragſteine ſind ebenfalls nur platt auf der Seite, die nach der Kammer zu gekehrt iſt. Sie ſchließen in der Regel dicht an einander, die kleinen Oeffnungen aber, die dennoch der Natur der Sache gemäß zwiſchen denſelben entſtehen würden, ſind mit platten über einander gelegten Steinſpleißen verſtopft. Die gewöhnliche Höhe der Tragſteine beträgt 3 bis 4 Ellen und ihre Breite 1 bis 1½ Ellen; ihre Zahl richtet ſich nach der Größe der Kammer; gemeiniglich trifft man vier bis fünf an, allein man will ſogar

ungefähr funfzehn Tragſteine für eine Kammer angetroffen haben, woraus jedoch erfolgt, daß dieſelbe mehr als einen Deckſtein gehabt haben muß. Der Fußboden der Steinſtube iſt theils mit platten Steinen, theils mit einer Menge kleiner Feuerſteine, die in ſtarkem Feuer geweſen zu ſein ſcheinen, gepflaſtert. Die Kammern ſind entweder ganz rund, 2½ bis 3½ Ellen im Durchmeſſer, oder länglichrund, und haben dann 6 bis 8 Ellen Länge, oder auch werden ſie bloß von drei Tragſteinen alſo gebildet, daß die beiden längſten die Seitenwände, und der kürzeſte ſonach den Schlußſtein am Ende ausmacht.

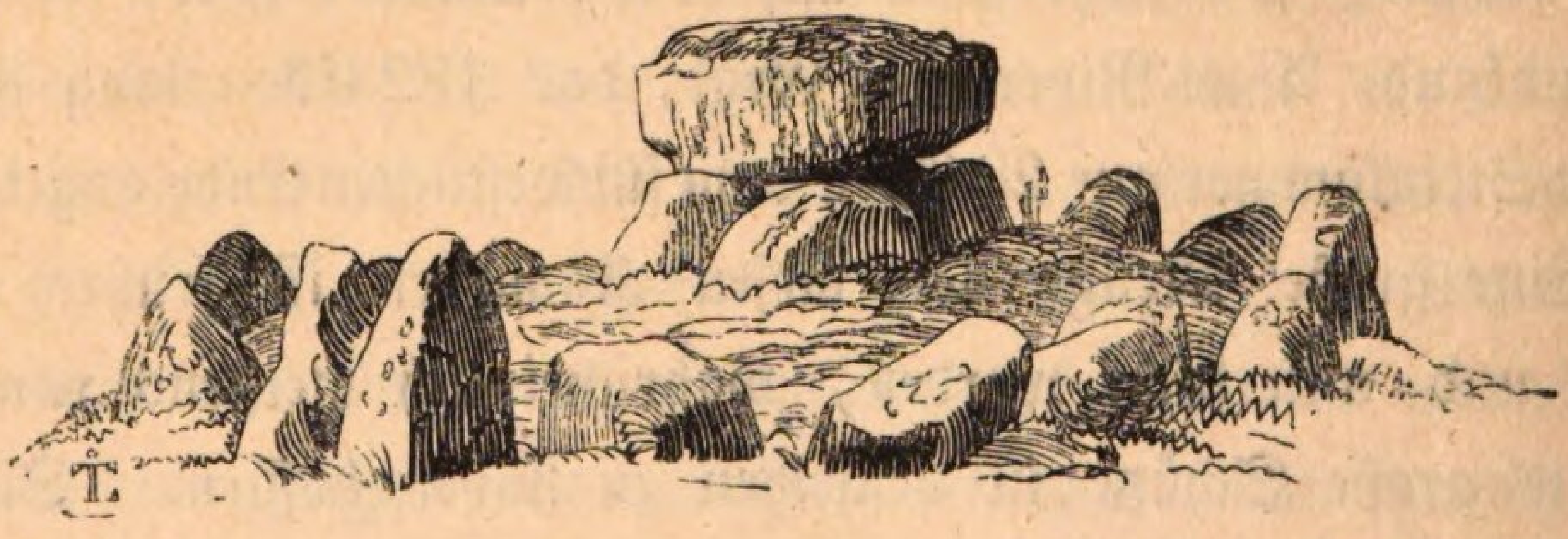
Ordentliche mit Steinen beſetzte und mit Dach verſehene Eingänge zu den Kammern der Langgräber werden ſehr ſelten und alsdann bloß an den größten angetroffen. Gemeiniglich hat eine Oeffnung zwiſchen zwei von den Tragſteinen, die auswendig durch zwei errichtete platte Steine, oder einzelne Male durch eine Reihe von Steinen längs der Seite des Hügels herunter bezeichnet iſt, als Eingang gedient. Dieſer liegt ebenſo wenig wie die Hügel ſelbſt in einer beſtimmten Richtung; in den meiſten Fällen hat er eine ſüdliche und öſtliche, ſonſt aber auch ſüdöſtliche, ſüdweſtliche und nördliche Lage.

Am anſehnlichſten war unzweifelhaft das Langgrab, welches drei Steinkammern enthielt, eine große in der Mitte und eine kleinere an jedem Ende. Steingräber mit zwei Kammern kommen unter allen am häufigſten vor und bieten keine beſondere Form dar. Dagegen iſt es recht merkwürdig, daß man an denjenigen, die nur eine Kammer haben, dieſe gemeiniglich gerade an dem einen Ende antrifft, und ſelbſt wenn die Gräber ſonſt eine ſehr bedeutende Länge haben. So ſieht man auf dem Klelunder Felde im Kirchſpiel Lindknud, Amts Ripen, ein Grab, das 182 Ellen lang iſt, wo aber die Steinkammer nur 20 Ellen vom ſüdweſtlichen Ende angelegt iſt.

Eine große Menge von dieſen Kammern iſt früher aufgegraben und unterſucht worden, wahrſcheinlich meiſtens von Leuten, die große Schätze in denſelben zu finden hofften. Sie ſind daher ſehr häufig offenſtehend, von Anfang an aber ſind ſie ohne Zweifel mit Erde bedeckt geweſen, jedoch nur ſo, daß ein Theil der Deckſteine ſichtbar war. Der Art finden ſich noch nicht wenige

übrig. Die Kammern machten die eigentliche Grabſtätte aus, in welcher ſogar mehrere Leichen, vermuthlich einerlei Herkunft, beigeſetzt wurden. Wir dürfen jedoch nicht glauben, daß die Grabſtube übrigens leer geweſen ſei. Sobald eine Leiche in derſelben beigeſetzt war, ſcheint ſie mit Erde oder feſtgetretenem Thon und Kies angefüllt, und alsdann nicht eher geöffnet worden zu ſein, bevor abermals eine neue Leiche zur Ruhe beſtattet werden ſollte. Beim Unterſuchen ſolcher bis auf unſere Zeit nicht angerührten Grabſtuben hat man wahrgenommen, daß ſie immer die Gebeine eines oder mehrerer unverbrannten Leichname nebſt Pfeilſpitzen, Lanzen, Meſſern und Aexten aus Feuerſtein, knöchernen Geräthen, Geſchmeiden von Bernſtein oder Knochen und mit lockerer Erde angefüllten irdenen Krügen aufbewahren. Selbſt in jetzt offenſtehenden Kammern, die ſichere Spuren früherer Aufgrabungen an ſich tragen, ſtößt man bei genauerer Nachforſchung auf Stückchen von irdenen Krügen, auf einzelne Steingeräthe und Menſchenknochen, welches offenbar zeigt, daß dergleichen Kammern nicht ganz in ihrer eigentlichen Geſtalt erhalten, ſondern daß ſie von Anfang an zu demſelben Zwecke, als die noch zum Theil mit Erde bedeckten Grabſtuben, angewandt worden ſind.

Die kleinen rundlichen Steingräber oder die Rundgräber unterſcheiden ſich von den oben beſchriebenen einzig und allein dadurch, daß die Erderhöhungen viel kleiner ſind und in der Regel nur eine Steinkammer einſchließen, die jedoch rückſichtlich der Größe ſelten den Kammern der Langgräber nachſteht.



Nur hat man bemerkt, daß die Decksteine der Rundgräber gemeiniglich auf fünf Tragſteinen ruhen. Die Rundgräber ſind

in noch größerer Zahl, als die vorangehenden, erhalten, ſonſt aber iſt es deutlich, daß ſie lediglich in derſelben Abſicht, als dieſe, errichtet worden ſind. Die Aufgrabungen haben auch zu völlig übereinſtimmenden Reſultaten geleitet, indem die Kammern der kleinen Steingräber ebenfalls unverbrannte Menſchenknochen, Stein- und Bernſteinſachen, ſowie irdene Krüge enthalten. Da die Erderhöhungen bedeutend kleiner, als die der Langgräber ſind, und ſo leichter wegzuräumen waren, ſo ſind die Kammern in den bei weitem meiſten Fällen offenſtehend oder ganz freiſtehend. Aber ſelbſt am Boden derſelben trifft man fortwährend entweder ziemlich unzerſtörte Begräbniſſe aus der älteſten Zeit, oder auch unzweifelhafte Ueberreſte ſolcher z. B. Menſchenknochen, zerbrochene Thongefäße, Stein- und Bernſteinſachen.

Schon in der Einleitung iſt beſprochen worden, wie derſelbe Wahn, der die ſteinernen Alterthümer zu Opfergeräthſchaften machte, auch die Steinſetzungen und Hügel, in welchen jene aufgegraben werden, in Gerichtsſtätten, Opferaltäre oder heilige Götterwohnungen verwandelte. Daß die ſteinernen Alterthümer Opfergeräthe ſein ſollten, iſt zwar jetzt ziemlich allgemein verworfen, nichtsdeſtoweniger hat dennoch der Glaube, die oben beſprochenen Steingräber unſerer Vorfahren ſeien zu Gerichtsſtätten oder Altären beſtimmt geweſen, bis auf die ſpäteſte Zeit herab ſich erhalten. Es wird daher nothwendig ſein, näher, ſo kurz als möglich, zu unterſuchen, wiefern jene Meinung einige Wahrſcheinlichkeit haben möchte, oder nicht.

Es heißt ſo, die langen Steingräber wären Gerichtsſtätten geweſen, an welchen ſich das Volk verſammelte, um über gemeinſchaftliche Angelegenheiten ſich zu berathen, Streitigkeiten zu entſcheiden u. ſ. w.; auf den großen umgebenden Steinen hätten dann die Richter und die Aelteſten des Volks geſeſſen, und auf den Steinkammern oder Altären wäre den Götzen geopfert worden. Bei dieſen Opferungen, meint man, ſei es ſo hergegangen: auf den Deckſtein der Steinkammer ſei das Opferthier gelegt worden, und wenn dieſes getödtet war, ſo ſei das Blut, aus dem der Opferprieſter weiſſagte, in die Kammer oder Oeffnung unter dem Deckſtein hinabgefloſſen.

Ein flüchtiger Blick auf die äußere Beſchaffenheit der Steingräber wird vermeintlich gleich zeigen, daß dieſelben ebenſo unbequem für Gerichtsſtätten, indem die umgebenden Steine ſo zu ſagen nie auch nur erträgliche Sitze abgeben, als untauglich zu Altären waren. Die Deckſteine mußten ja, wenn wir das Letzte annehmen, ſo platt ſein, daß die Thiere, die geopfert werden ſollten, auf denſelben ruhen konnten Es iſt aber eine Regel ohne Ausnahme, daß die plattſte Seite, anſtatt oben zu liegen, ſtets nach der Kammer zu gekehrt iſt; überdieß haben wir auch geſehen, daß man, um recht die Kammer und den Inhalt derſelben zu ſchirmen, ſowohl die Tragſteine dicht an einander ſtellte als auch überdem die Zwiſchenräume mit Spleißen ausfüllte, welches natürlich es dem Opferblute durchaus unmöglich machte vom Deckſtein in die Kammer hinabzufließen. Auch die Lage der Steingräber verräth deutlich, daß ſie weder Gerichtsſtätten noch Altäre geweſen ſind. Man ſieht ſie am meiſten an den Küſten, und in einzelnen Kirchſpielen, z. B. im Kirchſpiel Rachlöv bei Kallundborg, giebt es noch über hundert ſolche lange und runde Steingräber. Wie iſt es denkbar, daß wir in andern aus der Geſchichte des Alterthums bekannten Kirchſpielen, z. B. Jellinge, keinen einzigen Altar oder Gerichtsſtätte antreffen, während hier in e i n e m Kirchſpiel eine ſolche Menge ſich übrig findet? Es wäre auch ſonderbar, wenn die erſten chriſtlichen Prediger, die mit ſo großem Eifer jede Spur des Heidenthums zu vertilgen ſuchten, die Erhaltung der ärgerlichen Opferaltäre ſollten erlaubt haben. Fügen wir nun hinzu, daß dieſe ſogenannten Altäre in Norwegen und dem eigentlichen Schweden, wo doch die heidniſche Religion am längſten ihren Sitz hatte, gar nicht vorkommen, und endlich daß gemeiniglich Menſchenknochen und Grabſachen aus denſelben aufgegraben werden, ſo können wir mit Sicherheit behaupten, daß ſie ſchlechthin Gräber aus der älteſten Zeit ſind, aus welchem Grunde ſie denn auch gewöhnlich an den Küſten liegen.

b) J e t t e n ſ t u b e n.

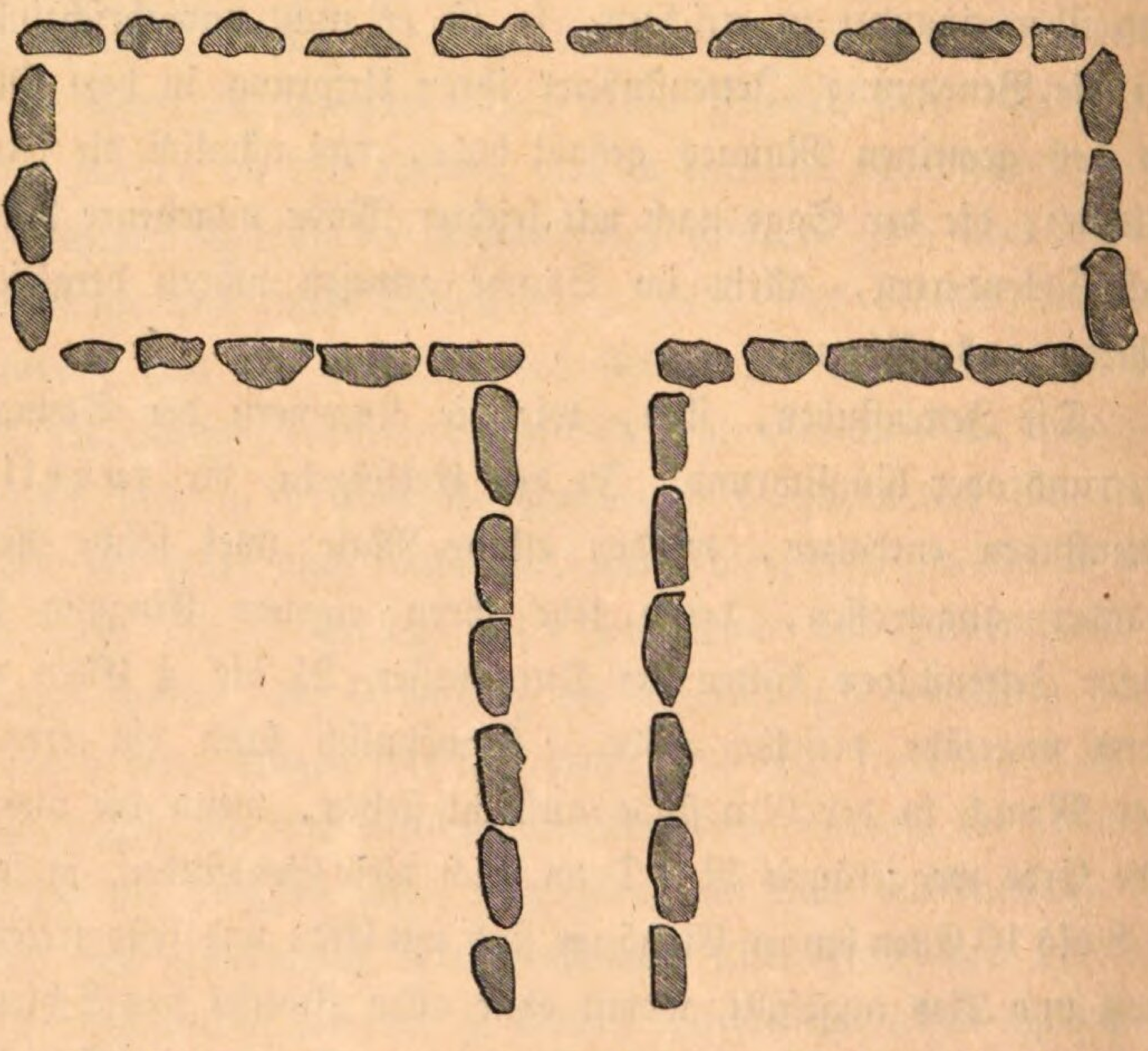
Die ausgeſprochene Anſicht von der Beſtimmung der Steingräber gewinnt noch mehr Stärke und Klarheit dadurch, daß ganz entſprechende S t e i n k a m m e r n, gewöhnlich nur in etwas größerm

Maaßſtabe, häufig als Grabſtuben in großen, ſpitz emporragenden, von Menſchenhänden aufgehäuften Erdhügeln vorkommen. Dieſe mit Erde bedeckten Grabſtuben haben vielleicht die Leichen der Vornehmern oder Reichern aufbewahrt. Sie ſind beinahe alle mit langen Eingängen verſehen, die von der Außenſeite der Erdhügel nach der öſtlichen oder ſüdlichen Seite der Kammern führen. Aus dem Grunde hat man auch vorgeſchlagen die Jettenſtuben „Ganggebäude“ zu nennen. Die Eingänge ſind, wie die Kammern, aus großen, an der nach innen gekehrten Seite platten Steinen, über welche ſehr große Deckſteine gelegt ſind, aufgeführt. Indem ſo eine einzelne Grabſtube aus einer bedeutenden Menge gewichtiger Steinmaſſen gebildet iſt, die zu verſetzen überaus ſchwierig ſein würde, geſchweige denn über einander zu errichten, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß die Benennung „Jettenſtuben“ ihren Urſprung in dem Glauben des gemeinen Mannes gehabt habe, daß nämlich die Jetten (Rieſen), die der Sage nach mit leichter Mühe ungeheure Felſenſtücke ſchleuderten, allein im Stande geweſen wären dergleichen Arbeiten auszuführen.

Die Jettenſtuben, ſind, wie die Kammern der Steingräber, rund oder länglichrund. In den Erdhügeln, die rundliche Jettenſtuben enthalten, werden etliche Male zwei ſolche neben einander angetroffen, deren jede ihren eigenen Eingang hat. Runde Jettenſtuben halten im Durchmeſſer $2\frac{1}{2}$ bis 4 Ellen und haben ungefähr dieſelbe Höhe. Gewöhnlich kann ein erwachſener Menſch in der Grabſtube aufrecht ſtehen, wenn die ausfüllende Erde weggeräumt iſt. Denn auch dieſe Grabſtuben, ja ſelbſt die 8 bis 10 Ellen langen Eingänge ſind mit Erde und feſtgetretenem Thon und Kies angefüllt, womit ohne allen Zweifel das Schirmen um den Frieden des Todten im Grabe bezweckt wurde. Dieſelben Gegenſtände, als die der Steingräber, werden ebenfalls hier aufgegraben, nämlich unverbrannte Leichen, die zuweilen in Sand auf einem Pflaſter von platten oder runden Steinen nebſt Geräthſchaften und Waffen von Feuerſtein oder Knochen, Schmuckſachen, Bernſtein und Thongefäßen beigeſetzt waren. Auch in den Eingängen findet man nicht ſelten

Leichen beſtattet. Dies möchte ſich wahrſcheinlich ſo erklären laſſen, daß jene Jettenſtuben eine Art von Familienbegräbniß geweſen, die allmählig, ſowie die Glieder der Familie ſtarben, gefüllt worden wären. Wenn dann die eigentliche Grabſtube angefüllt war, ſo mußte man mit dem Eingang vorlieb nehmen. Daß die Jettenſtuben von Zeit zu Zeit geöffnet worden ſeien, geht daraus hervor, daß gewöhnlich in denſelben eine ganze Menge ſchon in der Vorzeit zerbrochener Thongefäße liegen.

Die größten und anſehnlichſten Jettenſtuben ſind die länglichen, die eine Ausdehnung von 8 bis 12 Ellen und eine Breite von 3 bis 4 Ellen haben. Die Eingänge derſelben ſind in der Regel ungefähr 10 Ellen lang Von einigen Schriftſtellern werden ſie weniger treffend halbkreuzförmige Gräber genannt.

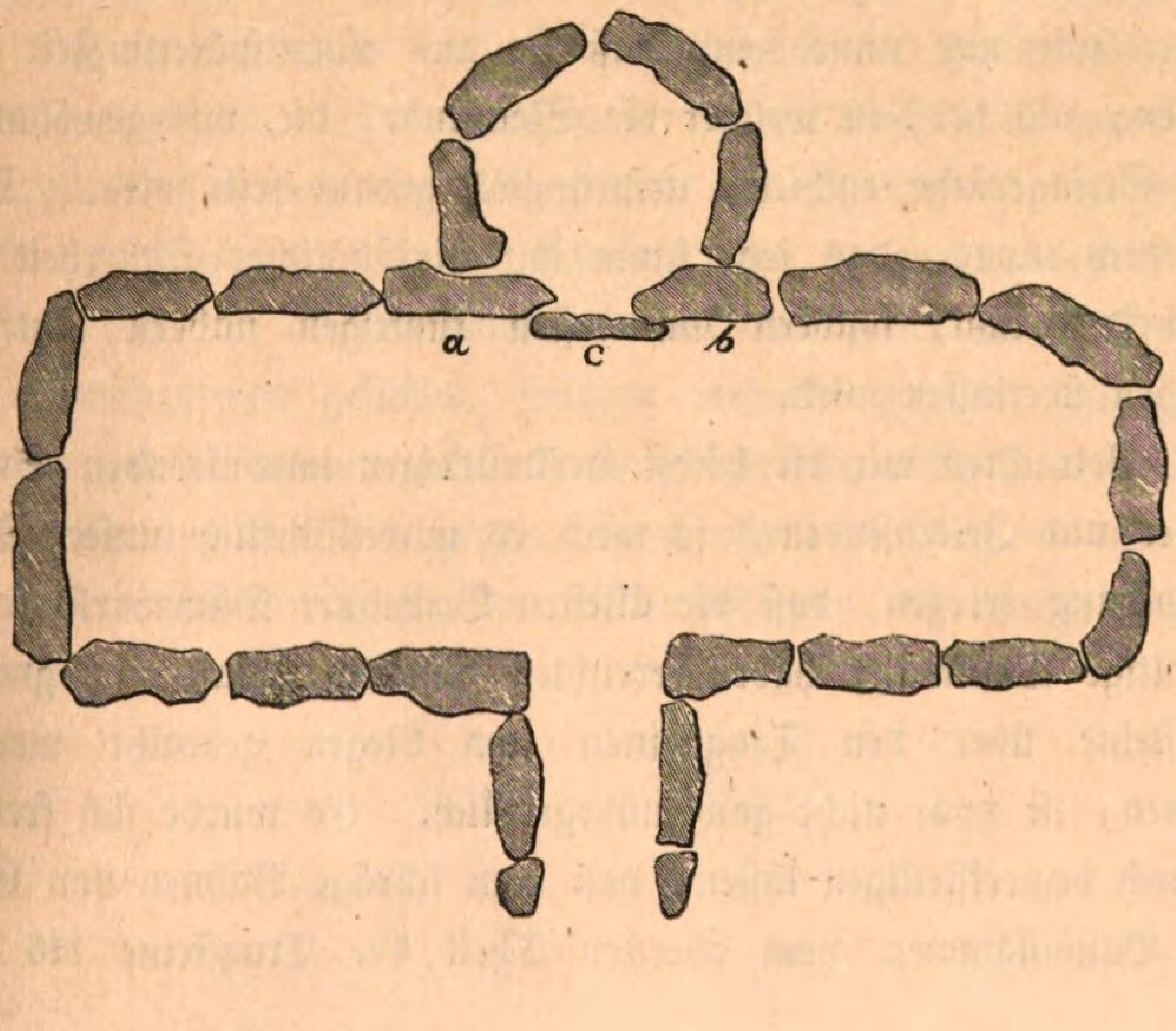


Rückſichtlich des Inhalts und der ſonſtigen Beſchaffenheit derſelben ſtimmen ſie übrigens gänzlich mit den runden Jettenſtuben überein; nur bergen ſie, was eine natürliche Folge ihrer größern Länge iſt, eine bedeutendere Anzahl Leichen. Indeſſen verdient die Art und Weiſe, wie dieſe kenntlich beſtattet ſind, eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit, weil dadurch ein nicht geringes Licht auf die allgemeinen Begräbnißgebräuche der damaligen Zeit geworfen wird.

Längs den Wandſteinen liegen nämlich die Gebeine einer ganzen Menge von Leichnamen. Dieſe können aber nicht in geſtreckter Stellung beigeſetzt worden ſein; dies verſtattete der Raum nicht. Dagegen ſcheint das Aufhäufen der Gebeine anzudeuten, daß ſie in zuſammengedrückter oder ſitzender Stellung beigeſetzt wurden, wobei der Vortheil erreicht ward, daß ein kleiner Raum ziemlich viele Leichen aufnehmen konnte. Dieſes tritt in den einzelnen Jettenſtuben, die in kleine viereckige Räume für jede Leiche insbeſondere abgetheilt waren, ganz klar hervor.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind die Leichen auf die nämliche Weiſe in den runden Jettenſtuben und in den Steingräbern beſtattet worden; denn der Raum der Kammern iſt oft ſo beſchränkt, daß ein Menſch von gewöhnlicher Höhe nicht geſtreckt in demſelben würde liegen können.

Von aufgeſchütteten Jettenſtuben ſind etliche in unverſehrtem Stande erhalten worden. So in Nordſeeland: der Ullershügel in Smidſtrup, Amts Frederiksborg, mit zwei Grabſtuben, der Julianehügel zu Jägerspriis, die bekannten Jettenſtuben bei Oppeſundbye, Udleire und bei Oehm in der Nähe von Roeskilde; ferner auf Møen: der Röddingehügel mit zwei Jettenſtuben; in Jütland im Amte Thiſted bei Ullerup, im Kirchſpiel



Heltborg, in dem ſogenannten Lundhügel eine länglichrunde Jettenſtube (12 Ellen lang, ungefähr 2¾ Ellen breit und 2¼ Ellen hoch), innerhalb welcher eine kleinere, runde Kammer (3 Ellen im Durchmeſſer und 1¾ Ellen hoch) ſich findet. Dieſes Grab iſt nicht allein durch ſeine beſondere Form, ſondern auch dadurch merkwürdig, daß die beiden Steine a und b, die auf jeder Seite des Thürſchwellenſteines c ſtehen, an der Platte mehrere ſehr ſchwach eingehauene oder eingeriebene Figuren enthalten, die von Einigen als eine Art Runenſchrift betrachtet werden. Die Grabſtuben wurden erſt 1837 entdeckt, da jedoch namentlich in den länglichrunden und größten gar nichts gefunden wurde, ſo iſt es jedenfalls höchſt wahrſcheinlich, daß der Hügel in einer frühern Zeit aufgegraben und unterſucht worden iſt, aus welcher dann wohl der Urſprung der erwähnten Figuren herzuleiten ſein wird. Es darf in dieſer Beziehung nicht übergangen werden, daß in Seeland bei Herreſtrup in der Odsharde in einem Grabhügel eine von Steinen errichtete Grabkammer entdeckt worden iſt, an deren Deckſtein man ebenfalls einige äußerſt ſchwach eingehauene Figuren erblickt. Da dieſe aber mit Vorſtellungen an Felſen in Schweden und Norwegen, die gewiß aus den ſpätern Perioden des Heidenthums herrühren, einige Aehnlichkeit haben, und zugleich nur an der Außenſeite des Deckſteines ſich finden, ſo können wir nur annehmen, daß ſie aus einer ſpätern Zeit herrühren, als der, in welcher die Steinſtube, die, wie gewöhnlich, bloß Steingeräthe enthielt, urſprünglich gebaut ſein wird. Dies iſt jedoch etwas, das jetzt kaum mit hinlänglicher Sicherheit ſich entſcheiden läßt, ſondern am beſten künftigen nähern Unterſuchungen überlaſſen wird.

Betrachten wir die höchſt merkwürdigen imponirenden Steingräber und Jettenſtuben, ſo wird es unwillkührlich unſere Verwunderung erregen, daß die älteſten Bewohner Dänemarks ſolche gewaltige Denkmäler haben errichten können. Daß die großen Deckſteine über den Tragſteinen zum Liegen gebracht werden konnten, iſt zwar nicht ganz unbegreiflich. Es würde ſich freilich dadurch bewerkſtelligen laſſen, daß man ſchräge Bahnen von Erde und Baumſtämmen vom oberſten Theil der Tragſteine bis zur

Oberfläche des umliegenden Feldes anlegte, und durch Hebebäume die Steine jene Bahnen hinanwälzte. Hiezu kommt noch, daß die Einwohner möglicherweiſe das Pferd, das von den älteſten Zeiten her hier im Lande gelebt haben muß, zu zähmen und zu gebrauchen wußten. Merkwürdiger iſt, wenn ſie ſchon damals ohne metallenes Werkzeug im Stande geweſen ſein ſollten die großen Deck- und Tragſteine ſo zu ſpalten, daß ſie an der Seite, die nach der Kammer zu gekehrt iſt, völlig platt wurden. Denn es mag höchſt wahrſcheinlich ſein, daß viele, oder wohl gar die meiſten derſelben durch Kunſt geſpalten ſind; theils iſt ihre Zahl gar zu groß, als daß man annehmen könnte, ſie hätten alle die natürliche Form, theils iſt es ganz deutlich, daß die kleinern platten die Zwiſchenräume zwiſchen den Tragſteinen ausfüllenden Steinſpleißen geſpalten ſind. Möglicherweiſe haben daher die Urbewohner die einfache Art große Granitſteine zu ſpalten gekannt, die noch in mehrern Gegenden angewandt wird. In beſtimmter Richtung, längs den Adern des Steines, hauet man nämlich einige Löcher, die mit Waſſer gefüllt werden. In dieſen Löchern werden alsdann hölzerne Keile feſtgehalten, auf die man ſolange mit Keulen ſchlägt, bis der Stein in zwei gleiche platte Stücke ſpaltet. Man müßte freilich in dem Falle vorausſetzen, die Urbewohner hätten mittelſt anderer Steine die genannten Löcher oder Vertiefungen in den Granit zu hauen verſtanden, allein dieſes iſt an ſich auch nicht unglaublich. Da indeß unter allen Umſtänden gewiß iſt, daß die Aufführung der Steingräber und Jettenſtuben ungeheure Anſtrengung gekoſtet hat, ſo ſind dieſelben ein ſprechender Beweis dafür, daß die älteſten Bewohner unſeres Vaterlandes ſchwerlich ein Nomadenleben geführt, ſondern vielmehr ziemlich feſte Wohnungen gehabt haben, und daß ſie ein kräftiges Volk waren, das Sorge um und Ehrfurcht gegen ſeine Verſtorbenen hegte — ein Zug, der um ſo rühmlicher iſt, weil ſie ſonſt nur roh waren und der eigentlichen Cultur entbehrten

II. Gräber aus dem Bronzealter.

Die Grabhügel aus dem Steinalter und Bronzealter ſind unter ſich grundverſchieden. Die Grabhügel des Steinalters zeichnen ſich vornehmlich durch ihre gewaltigen Steinringe und großen Steinkammern aus, in welchen die Leichen unverbrannt neben Stein- und Bernſteinſachen beigeſetzt ſind. Die Grabhügel des Bronzealters dagegen haben keine maſſiven Steinringe, keine Steinkammern, überhaupt keine großen Steine am Boden, kleine zuſammengeſtellte Steinkiſten ausgenommen, die jedoch genau von den Steinkammern zu unterſcheiden ſind; ſie beſtehen in der Regel, bis auf Haufen von kleinen Steinchen, aus bloßer Erde, ſtellen ſich immer dem Auge nur als Erdhügel dar, die höchſtens in ſeltenen Fällen von einem kleinen Steinring umgeben ſind, und Ueberbleibſel von verbrannten in Thonkrügen neben Metallſachen beigeſetzten Leichen einſchließen.

Schon aus dem Umſtande, daß die Leichen im Bronzealter verbrannt wurden, ließe ſich billig muthmaßen, daß das Bronzealter in eine jüngere Zeit, als das Steinalter, in dem es allgemeiner Gebrauch war, die Todten zu beſtatten, ohne ſie zu verbrennen, zu verſetzen wäre. Denn ſowie die letztgenannte Beſtattungsweiſe uncultivirten Völkerſtämmen die eigenthümlichſte und unläugbar zugleich die einfachſte und natürlichſte iſt, ſo ſetzt die Sitte die Leichen zu verbrennen gewiſſe entwickelte Religionsbegriffe voraus, die nur bei Völkern, die einige Cultur ſich angeeignet haben, zu finden ſind. Eine ganz andere Sache war es, daß man am Schluſſe des Heidenthums hier in dem Norden, als die Cultur eine noch höhere Stufe erreicht hatte, wieder die Sitte die Leichen in einem Hügel beizuſetzen, ohne ſie zu verbrennen, aufnahm. Dadurch wird natürlich der Satz, die Beſtattungsweiſe des Steinalters ſei die älteſte geweſen, nicht umgeſtoßen. Daß das Steinalter auch in der That am weiteſten in die Zeit zurück geht, davon enthalten die Grabhügel vollgültige Beweiſe. Am Gipfel und an den Seiten eines Erdhügels finden ſich ſehr oft Thonkrüge mit verbrannten Gebeinen und daneben Bronzeſachen, während man am Boden des Hügels die eigentliche alte Grabſtätte, eine Jettenſtube mit unverbrannten Leichen uud Steinſachen, antrifft. So

erhellt, daß ſpäterhin, vielleicht nach Verlauf von Jahrhunderten, ärmere Leute, die nicht das Vermögen hatten ſelber Hügel aufführen zu laſſen, die alten Grabſtätten aus dem Steinalter benutzt haben, welches ſie doppelt ſicher thun konnten, weil ein Erdhügel, der über eine Jettenſtube aufgehäuft iſt, durchaus daſſelbe Anſehen hatte, als ein Erdhügel aus dem Bronzealter. Um etwanigen Mißverſtändniſſen vorzubeugen, muß indeſſen hier bemerkt werden, daß Manche häufig daran erinnern, wie das Aufgraben von Hügeln gezeigt habe, daß die verſchiedene Beſtattungsart des Stein- und Bronzealters, die Leichen in Steinkammern beizuſetzen und ſie zu verbrennen, zu einer und derſelben Zeit allgemein herrſchend geweſen wäre. Dieſer Schluß iſt nämlich in den allermeiſten Fällen auf einen durchaus loſen Grund gebaut, indem man früher nicht hinlänglich die verſchiedenartigen Beſtattungen am Boden und am Gipfel des Hügels geſondert hat; denn daraus, daß in demſelben Hügel ſich zwei Beſtattungsarten finden, folgt offenbar keineswegs, daß dieſe auch aus derſelben Zeit ſein müſſen. Ebenfalls hat man auch oft durch die Beobachtung, daß neben unverbrannte Leichen in den Steingräbern und Jettenſtuben Thonkrüge hingeſtellt ſind, ſich irre leiten laſſen. Dieſe enthalten ja, wie wir geſehen haben, nur lockere Erde, früher aber ging man ſtets von der falſchen Vorausſetzung aus, alle in den Grabhügeln vorgefundenen Thonkrüge ſeien Aſchenkrüge, die mit verbrannten Menſchenknochen angefüllt geweſen wären. Wir ſind zwar nicht berechtigt ganz beſtimmt zu läugnen, daß ein höchſt ſeltenes Mal möglicherweiſe verbrannte Gebeine in einem ächten Grabe des Steinalters ſich finden könnten, allein ſoviel hat jedoch bis jetzt die Erfahrung gezeigt, daß zwiſchen den Gräbern des Steinalters und Bronzealters ein ebenſo ſcharfer und, wo möglich, noch ſchärferer Unterſchied, als der zwiſchen den Alterthümern aus den beiden genannten Zeiträumen, da iſt.

Die im Bronzealter üblichſte Beſtattungsweiſe ſcheint folgende geweſen zu ſein. Man errichtete einen großen Holzſtoß, auf den der Leichnam gelegt ward. Wenn dann der Holzſtoß ausgebrannt war, ſammelte man die kleinen übriggebliebenen Knochenſtücke und etwas von der nächſten Aſche in einen irdenen Krug zuſammen,

der in die Mitte der Brandſtätte hingeſtellt und mit Steinen umgeben wurde. Im Kruge legte man außerdem auf die Gebeine und die Aſche verſchiedene Kleinigkeiten von Bronze, als Nadeln, Knöpfe, Meſſer, Zangen u. ſ. w., und neben denſelben die Waffen und Geſchmeide, die der Verſtorbene beſeſſen hatte. Nachdem nunmehr der Aſchenkrug ſorgfältig mit einem ordentlichen Deckel, oder am gewöhnlichſten mit einem platten Steine, verſchloſſen worden war, ſo bedeckte man das Ganze mit Steinchen, die gewöhnlich in einen ſpitz aufgehenden Haufen gelegt wurden, und über dieſen warf man jetzt den eigentlichen Erdhügel auf. Anſtatt der Aſchenkrüge wurden auch ganz kleine etwa ½ Elle lange Steinkiſten aus 4 zuſammengeſtellten Steinen, die mit einem fünften Stein bedeckt waren, gebraucht. Ueberhaupt iſt es für dieſe Periode eigenthümlich, daß die Ueberreſte der verbrannten Leichen auf keine beſtimmte Art und an keinen beſtimmten Stellen der Hügel beigeſetzt wurden. In die Mitte der Brandſtätte wurde ſo zuweilen nur das Schwert und das Geſchmeide des Todten, das durch einen zuſammengeworfenen Steinhaufen zugedeckt ward, hingelegt; in die darnach aufgeſchüttete Erde wurde alsdann der Aſchenkrug niedergegraben. Am Boden einiger Hügel ſind die Waffen in kleinen länglichrunden Steinkiſten aufbewahrt, und wiederum in andern findet ſich nichts als einzelne Knochenſtücke, dagegen die Aſchenkrüge an der Außenſeite ſitzen. Selbſt am Rande der Hügel trifft man Bronzeſchwerter und andere Waffen ſowie Geſchmeide unter loſen verbrannten Knochen, die nicht in Aſchenkrüge geſammelt geweſen, ſondern nur mit Steinchen umgeben ſind. Die meiſten Hügel in dieſem Zeitraum waren F a m i l i e n h ü g e l, oder dienten zu Grabſtätten für einzelne Familien. Nicht nur kann daher der Boden eines Hügels mit einer ganzen Menge von Aſchenkrügen oder kleinen mit Gebeinen angefüllten Steinkiſten beſetzt ſein, ſondern es iſt namentlich auch ſehr gewöhnlich, beſonders an der öſtlichen und ſüdlichen Seite und zwar kaum eine Spatentiefe unter dem Raſen, daß man auf zahlreiche, mit Steinen umgebene Aſchenkrüge ſtößt, die unfehlbar von Zeit zu Zeit niedergegraben ſind. Die Zahl derſelben macht oft dreißig bis ſiebzig aus; vermuthlich iſt dieſes jedoch auch eine Folge davon, daß

viele Arme nach und nach ihre Aſchenkrüge in die Hügel der Reichen eingeſteckt haben. Da übrigens ſowohl auf ebenem Felde als in Torfmooren nicht ſelten Aſchenkrüge aufgegraben werden, ſo haben höchſt wahrſcheinlich arme Leute eine ſolche einfache Beſtattungsweiſe wählen müſſen, wenn ſie keine Gelegenheit hatten die Aſche ihrer Verwandten in einem Hügel beizuſetzen.

Ein merkwürdiger Grabhügel beſondern Inhalts wurde im Jahre 1827 beim Dorfe Vollersleben in der Nähe von Apenrade unterſucht. Durch Wegräumung der Erde von der ſüdlichen Seite des Hügels fand man, etwa 3 Ellen über der Oberfläche des herumliegenden Feldes einen kleinen Aſchenkrug von Thon, und tiefer unten nach dem Boden zu einen Haufen zuſammengeworfener Handſteine. Als dieſe weggenommen waren, wurde ein ſehr dicker 5 Ellen langer geſpaltener Eichenſtamm entblößt, der roh zugehauen war und keine Spur der Anwendung einer Säge an ſich trug. Den oberſten Theil deſſelben erkannte man als den Deckel einer in den Eichenſtamm ausgehöhlten Kiſte von ¾ Ellen Länge und beinahe 1 Elle Breite. Hierin fand ſich ein aus mehrern Lagen groben wollenen Zeuges, die durch die Naht zuſammengehalten wurden, verfertigter Mantel, ferner fanden ſich einige Locken von braunem Menſchenhaar, ein Schwert mit Griffzunge und ein Dolch von Bronze, ein ſogenannter Paalſtab, eine Schnalle, ebenfalls von Bronze, ein Kamm von Horn und ein kleines rundes hölzernes Gefäß mit zwei Henkeln an den Seiten, in dem jedoch nur etwas, das wie Aſche ausſah, verſpürt wurde.

In dem Bericht über dieſen in ſeiner Art hier im Lande einzigen Fund, wird gar nicht erwähnt, daß in der Kiſte irgend ein Ueberreſt einer unverbrannten Leiche ſich gefunden hätte, welches ſonderbar ſcheint, da der Holzſtamm gerade ſo ausgehöhlt war, daß die Leiche eines erwachſenen Menſchen in demſelben Platz haben konnte. Es iſt aber auch möglich, daß beim Aufführen dieſes Hügels eine Regel, von der wir oben Beiſpiele angeführt haben, befolgt iſt, daß nämlich die Waffen und Geſchmeide an der ausgezeichnetſten Stelle des Hügels niedergelegt, dagegen der Thonkrug, der die Ueberbleibſel der verbrannten Leiche enthielt, bloß in die aufgehäufte Erde hineingeſteckt wurde.

Die Grabhügel dieſes Zeitraums wurden, ſoweit möglich, auf Anhöhen angelegt, von wo aus man eine weite Ausſicht über die umliegende Gegend hatte, und von wo aus man namentlich das Meer ſehen konnte. Der Zweck damit war wohl vornehmlich der, dem berühmten Manne ein anſehnliches Grabmal zu geben, das fortwährend den Herumwohnenden ſein Andenken ins Gedächtniß zurückrufen würde, wahrſcheinlich aber iſt die Luſt nach dem Tode an hoch- und freiliegenden Stellen zu ruhen auch tiefer in der Eigenthümlichkeit des Volkes begründet geweſen. Zunächſt mußte ſie nothwendig durch das Seeleben hervorgerufen werden, das einen hohen Grad von Offenheit des Characters entwickelt; denn der Mann, der ſich fortwährend auf dem Meere herumgetummelt und mit allen Gefahren deſſelben gekämpft hatte, würde ſicherlich einen natürlichen Abſcheu dagegen hegen, in einem Winkel oder an einem eingeſchloſſenen Platze, wo der Wind nicht einmal frei über ſein Grab ſtreichen konnte, beſtattet zu werden. Aus dem Grunde finden ſich auch Spuren, daß die oberſte Fläche mehrerer ſehr anſehnlichen Anhöhen, z. B. Bovberg in Jütland und Skamlingsbank in Schleswig, als Begräbnißort von Unvermögenden, die keine Hügel aufhäufen laſſen konnten, benutzt worden iſt. Die Aſchenkrüge ſind hier blos ungefähr eine Elle tief in die Erde vergraben und ohne andere Schutzwehr, als eine Umzäunung von kleinen Steinen.

Die Hügel aus dem Bronzealter liegen in überaus großer Menge und Ausdehnung ſowohl auf den Inſeln als in Jütland, Schleswig und Holſtein. Wo ſich die bedeutendſte Anzahl derſelben findet, iſt wahrſcheinlich die Bevölkerung damals am meiſten verbreitet geweſen. An gewiſſen einzelnen Orten läßt ſich auch wohl die große Zahl der Hügel von Schlachten, nach welchen die Gefallenen gern auf dem Kampfplatze beerdigt wurden, herleiten. Die Hügel werden ſowohl in den am früheſten bewohnten Gegenden an den Küſten, als auch im Innern des Landes, das erſt in einer ſpätern Zeit nach und nach von Wald gereinigt ward, angetroffen. Es leuchtet ſo ein, daß ſie nicht aus einer kurzen Periode herrühren, ſondern vielmehr einer langen Reihe von Jahren angehören, in der verſchiedene uns jetzt unbekannte Ereigniſſe, ſo

möglicherweiſe mehrere kleinere Einwanderungen verwandter Volksſtämme, als vorgefallen ſehr wohl ſich denken laſſen. Da ſie ſich zugleich aus einer Zeit herſchreiben, wo, beſonders am Schluſſe derſelben, die Verbindung mit andern Ländern, und dadurch die Gelegenheit die Sitten und Gebräuche derſelben zu lernen und anzunehmen eröffnet war, welches der Natur der Sache nach nicht auf die Weiſe im Steinalter der Fall ſein konnte, ſo wird es uns ebenſowenig wundern, daß ſie bisweilen etwas verſchiedener Einrichtung und Beſchaffenheit ſind, als daß ſie ganz ausnahmsweiſe unverbrannte Leichen enthalten. Dieſe finden ſich dann in einer Art kleiner, ſchmaler Steinkiſten, die aus dünnen, platten Steinflieſen zuſammengeſetzt und mit ähnlichen bedeckt ſind, beigeſetzt, allein dieſe Beſtattungsweiſe iſt ſchwerlich vor einer ſpätern Periode des Bronzealters in Gebrauch gekommen. Uebrigens werden auch viele Gräber errichtet ſein, nachdem bereits die jüngere Cultur des Eiſenalters auf das Volk zu wirken begonnen hatte, und dadurch läßt ſich leicht erklären, daß die alten Gebräuche nicht mehr ſo genau, wie ehedem, beobachtet wurden.

III. Gräber aus dem Eiſenalter.

Als eine Folge davon, daß das Eiſenalter in Dänemark erſt gegen das Ende des Heidenthumes ſeinen Anfang genommen haben kann, giebt es hier nur äußerſt wenige Grabhügel, die mit Sicherheit zum Eiſenalter ſich zurückführen laſſen, während aus dem Bronzealter Hügel in außerordentlich bedeutender Anzahl übrig geblieben ſind. Ungeachtet daher die Kenntniß der däniſchen Grabhügel aus dieſem Zeitraum noch überaus mangelhaft iſt, ſo läßt ſich doch wohl nachweiſen, daß zwiſchen den Gräbern des Bronze- und Eiſenalters einiger Unterſchied ſtatt findet, wenngleich der Unterſchied nicht ſo ſcharf iſt, wie der zwiſchen den Gräbern aus dem Stein- und Bronzealter. Die äußere Form und zum Theil auch der innere Bau der Gräber iſt nämlich ſehr übereinſtimmend; dagegen weichen ſie am meiſten rückſichtlich der eigentlichen Beſtattungsweiſe von ein-

ander ab, indem die Gräber aus dem Eiſenalter am häufigſten unverbrannte Leichname enthalten, anſtatt daß die Leichen in den Hügeln des Bronzealters in der Regel verbrannt ſind. Freilich war es in einer ältern Periode des Eiſenalters auch in Schweden und Norwegen Gebrauch die Leichen zu verbrennen, von einem ſolchen Gebrauch aber finden ſich entweder gar keine, oder wenigſtens ſehr ſchwache Spuren in den Gräbern unſeres Vaterlandes aus dem genannten Zeitraum.

In Betreff der zur Zeit des Heidenthumes in dem Norden herrſchenden Beſtattungsarten bemerkt der berühmte isländiſche Geſchichtſchreiber Snorre Sturleſen, der vor ſechs hundert Jahren eine Chronik der norwegiſchen Könige ſchrieb: zuerſt ſei es Sitte geweſen die Todten zu verbrennen, und die Zeit heißt das Brennalter; ſpäterhin aber, nach der Beiſetzung des Frej zu Upſal in einem Hügel (ohne Verbrennung des Leichnams) hätten viele Häuptlinge ihre Verwandten in Hügeln beſtattet, und damit das Hügelalter ſeinen Anfang genommen. In Dänemark ſei Dan mikillate (der prächtige oder der ſtolze) der erſte geweſen, der nicht verbrannt worden wäre. Er habe einen Grabhügel machen laſſen und befohlen, daß er, wenn er geſtorben ſei, dorthin gebracht und mit ſeiner ganzen königlichen Pracht und Rüſtung, nebſt Roß und Sattel und vielen andern Gütern beſtattet werden ſollte. Damals habe das Hügelalter in Dänemark angefangen; „jedoch währte das Brennalter lange nachher unter Schweden und Norwegern.“ In Dänemark wird alſo das Brennalter zunächſt dem Bronzealter, und das Hügelalter dem Eiſenalter entſprechen. Es muß aber hier erinnert werden, daß die Sage gern eine merkwürdige durch die Zeitumſtände herbeigeführte Veränderung in den beſtehenden Verhältniſſen auf gewiſſe hervorragende Perſönlichkeiten zurückführt; ſo iſt in dieſem Falle die Veränderung der Begräbnißſitten in Schweden dem Frej, in Dänemark dem Dan beigelegt worden. Die eigentliche hiſtoriſche Grundlage der Sage von der Beſtattung Dan mikillates dürfte am eheſten die ſein, daß im Hügelalter die Beſtattung weit prächtiger und koſtſpieliger, als im Brennalter geworden ſei, wovon auch die Grabhügel ſelbſt merkwürdige Zeugniſſe abgeben.

Die meiſten von den wenigen Grabhügeln aus dem Eiſenalter, die bisher hier im Lande unterſucht worden ſind, haben ſich dadurch ausgezeichnet, daß ſie nicht nur die Gebeine des Helden, ſondern auch die Knochen ſeines Pferdes bargen. So wurde in einem Hügel bei Herſom in der Rindsharde, Amts Viborg, das Skelett eines Mannes nebſt dem Gerippe eines Pferdes und daneben ein eiſernes Schwert, ein Sporn, ein Steigbügel, ein Zaum mit Kettengebiß und einer Querſtange an den Enden aufgegraben. Ebenfalls bemerkte man in einem Hügel bei Hadberg in der Galtenharde, Amts Randers, Theile eines Menſchen- und Pferdegerippes; nebenan lagen eine eiſerne Axt, ein Paar Steigbügel und ein Zaum. In einem ſehr großen Grabhügel auf dem Felde von Möllemoſegaard in der Sallingharde, Amts Svendborg, fand man auch vor etlichen Jahren das Gerippe eines Pferdes und eines Menſchen, und daneben eine Menge von Eiſenſachen, unter dieſen einen Zaum, der mit dünnen Silberplatten belegt geweſen iſt. Außerdem enthielt das Grab viele ſehr merkwürdige Schmuckſachen für Pferdegeſchirr und ein großes metallenes Gefäß. — In den Sagas wird zwar berichtet, die nordiſchen Wikinge der Vorzeit ſeien oft in ihrem Schiff beſtattet worden, über welches man dann einen Erdhügel aufgeſchüttet habe; jedoch iſt eine ſolche Beſtattungsweiſe, ſoviel wir wiſſen, noch nie in irgend einem däniſchen Hügel entdeckt worden, wenn es gleich nicht unwahrſcheinlich iſt, daß ſich dereinſt Spuren derſelben finden möchten. Es iſt gar natürlich, daß der Wiking den Wunſch hegen konnte, ſeine Gebeine in dem Schiff ruhen zu laſſen, das ſein theuerſtes Eigenthum war, und ihn in fremden Ländern zu Ruhm und Beute herumgeführt hatte.

Wegen des größern Reichthums, der durch die Wikingszüge nach dem Norden gebracht wurde, wurden die Hügel auch nach einem bedeutendern Maaßſtabe, als früher, angelegt. Zu den anſehnlichſten und koſtſpieligſten Grabſtätten im Eiſenalter gehörten die Hügel mit hölzernen Grabkammern. Der Art iſt vorzüglich ein Hügel erhalten, der ſowohl wegen ſeiner beſondern Einrichtung, als wegen der geſchichtlichen Erinnerungen, die ſich an denſelben anknüpfen, in dem Norden ſeines Gleichen ſucht. Der König Gorm der Alte, der am Ende des neunten, oder zu

Anfang des zehnten Jahrhunderts zum erſten Mal die vielen klei- nen Reiche Dänemarks in ein zuſammenhangendes Ganze ſammelte, war mit Thyre, der Tochter eines Unterkönigs in Jütland oder Holſtein, vermählt. Dieſe durch Sagen nnd Lieder verherrlichte Königin zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch jene Liebe zum Vaterlande, durch Klugheit und Biederkeit aus, die ihr ein dauern- des Denkmal in den Herzen der Dänen ſicherten. Es wird er- zählt, Gorm habe, als er aufs Freien ausgegangen war, Träume gehabt, die Thyre deutete und dadurch eine traurige Hungersnoth von Dänemark abwehrte. Aus Dankbarkeit nannten ſie die Dänen „Danebod“ oder „Dänemarks Zier,“ ein Beiname, den ſie mit Recht verdiente, indem ſie ſpäterhin in Schleswig den berühmten Wall Danewerk (Danevirke) anlegte, der Dänemark zur Schutz- wehr gegen feindliche Einfälle dienen ſollte.

Thyre Danebod wurde nach ihrem Tode nach altnordiſcher Weiſe in einem gewaltigen Hügel beigeſetzt, den man noch hart an der nördlichen Seite der Kirche zu Jellinge in Jütland erblickt. Auf dem Hügel bildete ſich allmählig ein Waſſerbehälter, dem man Heil- kraft zuſchrieb, und zu dem in einer Reihe von Jahren kranke und krüppelige Menſchen wallfahrteten. Als nun das Waſſer vertrocknete, wollte man die trichterförmige Oeffnung, in der der Behälter früher geweſen war, reinigen: dies gab zur Unterſuchung des Hügels Anlaß. Man ſtieß nämlich zuerſt auf eine ganze Menge großer Steine, und unter denſelben auf eine merkwürdige, von Bauholz aufgeführte Grabſtube. Dieſe war 11 Ellen lang, 2¼ Ellen hoch und mit Eichenbalken gedeckt. Die Wände, die mit wollenem Zeug überzogen geweſen waren, waren aus Eichen- planken gebildet, hinter denſelben eine feſtgetretene Thonſchicht, auf der die Balken der Decke ruheten. Die Diele beſtand aus Eichen- brettern, die ſehr ſorgfältig neben einander gelegt waren, ohne je- doch in einander gefügt zu ſein Auch die Decke war mit Eichen- planken bekleidet geweſen. In dieſer ehedem ohne Zweifel pracht- vollen Grabſtube entdeckte man gar keine Ueberbleibſel von Gebei- nen; dagegen fand man einen von Fäulniß beinahe verzehrten Schrein von der Form eines runden Koffers. Neben demſel- ben lag die Figur eines Vogels von Goldblech, und der oben

(Pag. 56-57) beſchriebene ſilberne Becher, der inwendig mit einer goldenen Platte belegt war. Sonſt fand ſich nur noch eine Vogelfigur und einige andere Kleinigkeiten von geringerer Bedeutung, als Ueberreſte von Metallbeſchlag, gemalte Holzſtücke etc. Der Grund, warum der Inhalt dieſes merkwürdigen Hügels ſo gering war, muß darin geſucht werden, daß das Grabmal früher aufgebrochen geweſen iſt. Man erkannte deutlich, daß vier Balken der Decke ſeit älterer Zeit durchgehauen waren, und daß demnach eine ehedem angeſtelle Aufgrabung, vielleicht durch die im Mittelalter bekannten Hügelbrecher, geſchehen ſein mußte. Die Entdeckung eines kurzen Wachslichtes, das auf einen der durchgehauenen Balken der Decke hingeſtellt war, beſtärkte noch mehr dieſe Vermuthung.

Dem Hügel der Thyre gegenüber auf der andern Seite der Jellinger Kirche erblickt man einen ähnlichen Hügel, in dem ihr Gemahl König Gorm beerdigt iſt, den man aber noch nicht unterſucht hat. Dieſe Grabmäler ſind die größten und anſehnlichſten im ganzen Lande; ihre Höhe beträgt etwa 35 Ellen und ihr Umfang am Fuſſe über 250 Ellen. Dergleichen Hügel giebt es auch nur ganz einzelne in dem Norden. Gewöhnlich haben die Grabhügel eine Höhe von 5 bis 10 Ellen; die letzter Größe gehören ſogar zu den ungewöhnlichſten.

Es verdient beſondere Aufmerkſamkeit, daß man zu derſelben Zeit, als große Erdhügel über vornehme Verſtorbene aufgeſchüttet wurden, auch die Leichen wohlhabender Leute in natürlichen Sandbänken beiſetzte. An mehrern Stellen hier im Lande, z. B. im Kirchſpiel Herfölge, bei Himlingöie unter dem Stifte Vallö, bei Sanderumgaard und bei Aarslev in Fühnen, hat man in Sandbänken, wo keine künſtlichen Erdhügel ſichtbar waren, unverbrannte Leichname, Geſchmeide aus Gold und Glas, darunter eine Schnalle mit Runenſchrift, Moſaikperlen, kurz Sachen, die ſowohl rückſichtlich der Form als des Stoffes unzweideutig auf die ſpäteſte Zeit des Heidenthumes hinweiſen, aufgegraben. Der Umſtand, daß hier gewöhnlich mehrere Leichen beſtattet ſich finden, führt uns zu der Annahme, daß am Ende des Heidenthums es allgemeine Begräbnißplätze gegeben habe, die in dem Falle den Uebergang zu der Sitte bilden, die in der chriſtlichen Zeit ſogleich

die herrſchende wurde, nämlich die Todten auf den Kirchhöfen zu beerdigen.

IV. Gräber in andern Ländern.

(Beſonders in Schweden und Norwegen).

Damit unſere däniſchen Denkmäler in ihrer rechten Verbindung und Beleuchtung hervortreten können, wird es von Wichtigkeit ſein zu unterſuchen, in welchen Gegenden anderer Länder ähnliche Denkmäler der Vorzeit beobachtet worden ſeien. Ohne eine ſolche mehr allſeitige Betrachtung würden kaum jemals zuverläſſige geſchichtliche Reſultate aus der Forſchung hervorgehen können.

Wir wenden uns denn erſt gegen Süden. Die Steinkammern niedriger, mit Steinen umzäunter Erdhöhungen, die mit den Gräbern des Steinalters völlig übereinſtimmen, finden ſich in Pommern, Brandenburg, Meklenburg, Hannover, oder ungefähr in ganz Norddeutſchland, in England, Holland (beſonders im nördlichen Theil) und im weſtlichen und ſüdlichen Theil von Frankreich. Ueberall iſt der Inhalt derſelbe. Wo ſie nicht früher unterſucht worden ſind, finden ſich Gerippe mit Stein und Bernſteinſachen, oder man trifft ſteinerne Geräthſchaften und Scherben von Thongefäßen, ebenſo wie in Dänemark. So ſind z. B. in Frankreich durchaus characteriſtiſche Steingräber, die Gerippe und Geräthſchaften von Feuerſtein enthielten, nicht allein auf der Weſtküſte, ſondern auch vereinzelt in der Mitte des Landes, ja ſelbſt im ſüdlichen Theil in der Nähe von den Pyrenäen und Marſeille angetroffen worden. Ebenfalls ſcheinen dieſelben in Portugal und Spanien ſich vorzufinden, wogegen man ſie wiſſentlich nie in Süddeutſchland, Italien, Oeſtreich oder dem öſtlichen Europa angetroffen hat; von den heidniſchen Gräbern dieſer Länder ſind ſie durch ihren eigenthümlichen Bau und ihre einfachen Grabſachen weſentlich unterſchieden.

Völlig ſo beſtimmt laſſen ſich noch nicht die Grenzen der Ausdehnung der Hügel des Bronzealters angeben, weil dieſe rückſichtlich der Form und der übrigen Beſchaffenheit viele Aehnlichkeit mit den meiſten Grabhügeln Deutſchlands aus jener Zeit haben,

wo die Sitte die Leichen zu verbrennen die allgemein herrſchende war. Mittlerweile müſſen wir auf den Unterſchied aufmerkſam machen, daß Hügel, die ſolche Bronzeſachen mit Spiral- und Ringverzierungen enthalten, wie unſere däniſchen es ſind, nicht ſonderlich weiter gegen Süden ſich finden, als in Meklenburg und vielleicht in Hannover, und daß dagegen Hügel mit Bronzeſachen etwas anderer Art in den meiſten Ländern des ſüdlichen und weſtlichen Europa vorkommen.

Kehren wir hierauf unſern Blick nach dem Norden, ſo werden wir ſehen, daß die Grabhügel in den drei nordiſchen Reichen unter ſich ſehr verſchieden ſind Die Gräber und Jettenſtuben des Steinalters, die bei uns allgemein vorkommen, treten uns nur im ſüdweſtlichen Theil des jetzigen Schweden entgegen, namentlich in dem alten däniſchen Lande Schonen und in Weſtgöthland (zweifelhaft ob in Halland und Bahuslehn), finden ſich aber gar nicht im öſtlichen und nördlichen Schweden, auch nicht in ganz Norwegen. Die Grabhügel und Steinſetzungen jener Landſtrecken haben einen ganz andern Character; die großen eigenthümlichen Steinkammern verſchwinden ſowohl vom Aeußern als vom Innern der Hügel; vor Allem aber iſt zu bemerken, daß die Leichen hier nicht unverbrannt beigeſetzt ſind, außer in einer viel ſpätern Zeit; aus der ältern trifft man ſie faſt immer verbrannt an. Obgleich aber gerade dieſe Beſtattungsweiſe im Bronzealter in Dänemark die herrſchende war, ſo haben jedoch die Hügel, die in Norwegen und Schweden nördlich und öſtlich von der Grenze der Steingräber liegen, faſt keine Uebereinſtimmung mit den Gräbern Dänemarks aus dem Bronzealter; denn dieſe haben ungefähr dieſelbe beſchränkte Ausdehnung auf der ſcandinaviſchen Halbinſel, als die Gräber und Jettenſtuben des Steinalters. Eine kurze Beſchreibung der Denkmäler Schwedens und Norwegens wird den Unterſchied der Gräber in den drei nordiſchen Reichen verdeutlichen.

Sobald man aus den völlig däniſchen Gegenden des ſüdweſtlichen Schweden weiter gegen Oſten oder Norden ins Land hineinzieht, treten mit einer fremden Natur zugleich fremde Denkmäler der Vorzeit uns entgegen Anſtatt weit ausgedehnter, frucht-

barer Ebenen erblickt man allmählig immer mehr unfruchtbare, oder mit ſpärlichen Bäumen bewachſene Felſen und neben denſelben unzählige herabgerollte Steinmaſſen. Dieſer Ueberfluß an Steinen und der daraus folgende Mangel an lockerer Erde, wird rückſichtlich der äußern Beſchaffenheit der Grabhügel nicht ohne Einfluß geweſen ſein. Von Erde aufgehäufte Hügel werden von nun an gemeiniglich bedeutend niedriger, als in Dänemark, wogegen Hügel, die größtentheils aus Steinen beſtehen, die vorherrſchenden ſind. So gut wie unbekannt bei uns ſind ſo die auf den höchſten Felſenſpitzen häufig liegenden „Steinröhren," unter welcher Benennung man Hügel begreift, die durchaus der Bedeckung mit Erde entbehren und bloß von einem zuſammengeworfenen Steinhaufen, an deſſen Boden man in der Regel eine länglichrunde Steinkiſte trifft, gebildet werden. Sie haben mitunter eine ſehr anſehnliche Größe, z. B. eine Höhe von etwa 10 Ellen und oben einen Durchmeſſer von 50 Schritt. Um einen beträchtlichen Theil kleiner ſind die übrigen etwas zahlreichern zum Theil mit Erde gemiſchten Steinhügel, indem ſie von ganz kleinen aufgehäuften Steinen aufgeführt ſind, und daher nur ſelten ſich mehr, als 1 bis 2 Ellen über den umliegenden Boden erheben. In der Form derſelben laſſen ſich mehrere Verſchiedenheiten nachweiſen. Gemeiniglich ſind ſie rund oder länglichrund und durch einen Steinring eingezäunt, in dem die einzelnen Steine hin und wieder ganz dicht an einander anſchließen; bald ſind ſie viereckig, häufig mit einem größern Stein an jeder Ecke, bald wiederum finden ſie ſich in der Form von Dreiecken. Die letztgenannten, die in der Regel ſtark einwärts gebogene Seiten haben, ſind oft mit einem aufrechtſtehenden, ziemlich hohen Stein auf der Mitte, wo das eigentliche Grab iſt, und mit einem ähnlichen an jedem der drei Enden geziert. Doch giebt es auch runde Steinringe und viereckige Steinſetzungen, die keinen mit Erde gemiſchten Steinhaufen, ſondern bloß eine ebene Fläche einſchließen; dieſe hat man daher Gerichtsſtätten oder Dingkreiſe („Domringe") und Kampfplätze genannt. Daß dieſelben gleichwohl, wenigſtens gewöhnlich, Gräber ſind, leuchtet daraus ein, daß ſie in großer Menge angetroffen werden und überdieß Thonkrüge mit verbrannten Knochen und Aſche und

andere Alterthümer enthalten. Als die merkwürdigſten Grabſtätten Schwedens müſſen unläugbar die ſogenannten Schiffshügel betrachtet werden. Unter einem Schiffshügel verſteht man eine läng-

liche nach den Enden zu ſpitz auslaufende Steinſetzung, die mit einem Haufen kleiner mit Erde gemiſchter Steinchen angefüllt iſt; zuweilen jedoch iſt der Zwiſchenraum ganz flach. An jedem Ende erblickt man gewöhnlich einen aufrechtſtehenden Stein, womit ohne Zweifel der Vorder- und Hintertheil des Schiffes angedeutet werden ſollte. Die Aehnlichkeit mit Schiffen wird noch augenſcheinlicher dadurch, daß es ſolche Steinſetzungen giebt mit einem hohen Stein in der Mitte als Nachahmung eines Maſtbaumes, und mit mehrern Reihen kleiner Steine, die quer über die Steinſetzung gehen und Ruderbänke vorſtellen. Sie liegen meiſtens in der Nähe der See z. B. auf Gothland und Oeland, vorzüglich aber in Bleking, wo ſie an mehrern Stellen in bedeutender Menge in Verbindung mit runden, viereckigen und dreieckigen Gräbern angetroffen werden; bloß auf dem ſogenannten Liſterby Aas erblickt man ungefähr hundert, obgleich viele im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen ſind. Ihre Größe iſt ſehr verſchieden, ſie kommen mit 8 bis 60 Schritt Länge und 2 bis 12 Schritt Breite vor; die Endſteine haben an den größern eine Länge von 6 bis 8 Ellen. Im Allgemeinen ſind ſie als Grabſtätten der Wikinge zu betrachten; in einzelnen Fällen können ſie vielleicht zum Andenken an dieſes oder jenes Seetreffen errichtet ſein. Unbeſtreitbare Denkſteine waren die hohen, ſchmalen, aufrechtſtehenden Steine, die ſogenannten Bautaſteine, die gemeiniglich 4 bis 8 Ellen lang ſind, und auf der Mitte oder an der Seite des Grabhügels ſtehen. Auf der Stene-Heide in Bahuslehn erblickt man 9 ganze und 3 entzweigeſchlagene Bautaſteine in einer 50 Schritt langen Reihe zwiſchen länglich-

runden und runden Grabhügeln, noch merkwürdiger aber iſt die umweit derſelben gelegene Wahlſtatt bei Greby im Kirchſpiel Tanum, wo in einer ziemlich kurzen Strecke ungefähr 130 ganz niedrige, theils runde, theils länglichrunde, mit Steinen umgebene Grabhügel

ſich finden, deren etwa funfzig mit aufrechtſtehenden 3 bis 7 Ellen langen Steinen geziert geweſen zu ſein ſcheinen. Noch ſind etwa vierzig dieſer Steine übrig, nur ſechzehn aber ſtehen aufrecht.

Mit Ausnahme der bei der Kirche zu Alt-Upſala gelegenen gewaltigen Königshügel, die an Größe mit den Hügeln Gorms und der Thyre zu Jellinge ſich meſſen können, und ſo mit Recht zu den anſehnlichſten von Erde aufgeführten Denkmälern des Nordens gerechnet werden, ſind die Grabhügel Schwedens, wie früher angedeutet, auffallend niedrig. Sie ſchließen daher auch nur einzelweiſe größere Gebäude von Stein oder Holz ein. In dieſer Beziehung ſind ſie von den Grabhügeln **Norwegens** etwas verſchieden, die, wenn ſie aus Erde beſtehen, im Ganzen genommen großartiger ſind, ſowohl was ihre innere als äußere Beſchaffenheit betrifft. Sie decken dann nicht ſelten ſogar mehrere hölzerne Gebäude, worin viele und koſtbare Alterthümer niedergelegt ſind; dieſes gilt auch durchaus von den norwegiſchen **Steinröhren**. Uebrigens iſt die Aehnlichkeit zwiſchen den Grabmälern Norwegens und Schwedens höchſt augenſcheinlich. Dieſelben niedrigen, mit Steinen umzäunten, runden Hügel, Vierecke, Dreiecke und Schiffsſetzungen, ſowie auch hohe, aufrecht ſtehende Steine finden ſich in dieſen beiden benachbarten Reichen. Zu den Alterthumsdenkmälern **daſelbſt** wurde früher auch eine eigene Art großer Steine gerechnet, die eine ſolche Lage an Felſenkanten haben, daß ſie mit der Kraft eines Armes zum Wackeln gebracht werden können, ohne

das Gleichgewicht zu verlieren, daher ſie gemeiniglich Wackelſteine (Rokkeſtene) heißen; einzelne derſelben ſind ebenfalls auf Bornholm entdeckt worden. Man hat ſie ſogar ehedem für heidniſche Altäre oder Orakel angenommen. Es iſt aber ganz gewiß, daß ſie bloß Rollſteine ſind, die durch verſchiedene Naturbegebenheiten ſich von den Felſen losgeriſſen, und zufällig eine ſolche Unterlage erhalten haben, daß ſie ſich bewegen laſſen ohne deshalb weiter hinab zu gleiten.

Die Grabhügel Schwedens und Norwegens haben nicht allein eine beſondere äußere Form, auch rückſichtlich ihres Inhalts ſind ſie von den däniſchen Grabhügeln weſentlich verſchieden. Dieſe bergen gemeiniglich Alterthümer aus dem Stein- und Bronzealter, dies aber iſt mit den ſchwediſchen und norwegiſchen Hügeln nicht der Fall, indem dieſe faſt ohne Ausnahme Alterthümer aus dem Eiſenalter, als Waffen und Geräthe von Eiſen, ſchalenförmige Schnallen mit durchbrochener Arbeit, und Perlen von Glas und Moſaik, enthalten. Ueberdieß ſind die in denſelben beigeſetzten Leichen verbrannt, während die Leichen der däniſchen Gräber aus dem Eiſenalter faſt immer unverbrannt beſtattet worden ſind. Spuren einer ſolchen Beſtattung in Hügeln kommen in den norwegiſchen Hügeln ſelten und in den ſchwediſchen noch ſeltener, und dann immer aus der Zeit des Ueberganges vom Heidenthum zum Chriſtenthum vor. Hiedurch wird die Ausſage Snorres beſtätigt, daß das Brennalter in Schweden und Norwegen länger gedauert habe, als in Dänemark. Nur findet ſich der Umſtand, den wir nicht unbeachtet laſſen dürfen, daß das Brennalter in Dänemark mit dem Bronzealter, in Schweden und Norwegen aber mit dem Eiſenalter zuſammenfällt.

Der Zeitbeſtimmung wegen muß noch angeführt werden, daß man auf Island, das erſt am Ende des neunten Jahrhunderts von ausgewanderten Norwegern bevölkert wurde, Gräber ſieht, die den in Schweden und Norwegen gewöhnlichen niedrigen mit Steinen umzäunten Grabſtätten, die in manchen Gegenden bei Schiffshügeln und drei- und viereckigen Steinſetzungen da liegen, durchaus entſprechen. Aus den vorangehenden Unterſuchungen wird ſchon bekannt ſein, daß dergleichen Steinſetzungen und niedrige Erdhügel

nebſt den an denſelben errichteten langen, ſchmalen Steinen kaum ſich in Dänemark nachweiſen laſſen. Freilich hat man einen Bericht darüber, daß im Amt Apenrade in der Nähe des Meeres früher verſchiedene Schiffsſetzungen, die ſogenannten „Dannebrogsſchiffe“ ſich gefunden hätten. Ebenfalls finden ſich auch auf Hjarnøe einige Steinſetzungen, die mit Schiffsſetzungen einige Aehnlichkeit zu haben ſcheinen. Allein dieſe ſtehen allenfalls ganz einzeln da, und indem überdieß ihr Urſprung ſehr zweifelhaft iſt, ſo können ſie natürlich gegen die offenbar übereinſtimmenden Zeugniſſe aller übrigen Grabhügel nicht in Betracht kommen. Das Reſultat der Vergleichung der Denkmäler Dänemarks mit denen des übrigen Nordens wird alſo dieſes: In Dänemark und dem ſüdweſtlichen Theil des jetzigen Schweden giebt es zahlreiche Grabhügel aus dem Stein- und Bronzealter, nur wenige Gräber aber aus dem Eiſenalter, und ſelbſt dann aus der jüngſten Zeit deſſelben; dagegen finden ſich im übrigen Schweden und Norwegen weder Hügel aus dem Stein- noch aus dem Bronzealter, ſondern an deren ſtatt eine große Menge eigenthümlicher von den däniſchen verſchiedener Erdhügel und Steinſetzungen, die ſowohl aus der jüngſten als der früheſten Periode des Eiſenalters herrühren.

Die Grabhügel ſtimmen ſonach völlig mit den Alterthümern überein, indem ſie zeigen, daß das Steinalter und Bronzealter nicht ſo für Norwegen und Schweden wie für die alten däniſchen Länder gelten, und daß das jüngere Eiſenalter zwar alle drei Reiche umfaßt, daß aber doch zunächſt Norwegen und Schweden ſeine Heimath iſt, von wo aus es erſt ſpät über Dänemark ſich ausgedehnt hat. Dieſes deutet klar genug darauf hin, daß in der älteſten Zeit eine vollſtändigere Bevölkerung in Dänemark, als in dem übrigen Norden, geweſen iſt.

Indem wir durch eine ſoweit möglich umfaſſende Kenntniß von der Beſchaffenheit, dem Alter und dem Verhältniß unſerer Grabhügel zu den Denkmälern anderer Länder dahin gelangen, daß wir die Gräber der verſchiedenen Zeitalter zu unterſcheiden vermögen, ſo können wir zugleich dadurch viele einzelne fehlerhafte Sagen

widerlegen, die von Zeit zu Zeit in die Geſchichte ſich einge=ſchlichen haben. Einige erläuternde Beiſpiele werden kaum gänzlich ohne Intereſſe ſein.

In der im Alterthum ſo berühmten Schlacht auf der Braa=walla=Heide in Schweden zwiſchen dem däniſchen König Harald Hildetand und dem ſchwediſchen König Sigurd Ring fiel Harald Hildetand. Sein Leichnam, ſo erzählen die alten Nachrichten, wurde auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt, und darauf ſeine Aſche nach einem bei Leire aufgeworfenen Grabhügel gebracht. Dieſen weiß die Sage noch zu zeigen. Er iſt etwas beſchädigt, beſtand aber in älterer Zeit aus einer länglichen Erderhöhung von ungefähr 35 bis 40 Ellen Länge und 12 Ellen Breite; an den beiden langen Seiten deſſelben ſtanden zehn errichtete Steine, und die vier Eckſteine waren etwas größer als die übrigen. In der nördlichen Seite fand ſich ein kleiner Erdhügel, an deſſen Fuß das eigentliche Grab zu ſehen war. Dieſes war von drei großen und zwei kleinern im Viereck aufgeſtellten Steinen erreichtet, deren Zwi=ſchenräume mit kleinen platten Steinen ausgefüllt waren. Ueber den großen Steinen hatte einſt ein gewaltiger Deckſtein geruht, der vor etwa hundert Jahren geſprengt ward. Das ganze Anſehen des Grabes wird durch die beigefügte Abbildung deutlicher. Aus

dieſer Abbildung wird indeß vermeintlich als durchaus unzwei=felhaft hervorgehen, daß daſſelbe ein ganz gewöhnliches Grab aus dem Steinalter iſt, zumal da in der aus der Kammer heraus=geſchütteten Erde ſich Keile von Feuerſtein gefunden haben, und daß es demnach unmöglich dem Harald Hildetand errichtet ſein kann, der den Berichten der alten Sagen zufolge in einer viel ſpätern Zeit gelebt haben wird. Man würde eine Menge ähnlicher ungegrün=deter Erzählungen von Gräbern aufzeigen können, in denen gewiſſe

bekannte Könige, z. B. Humble und Hjarne, beigeſetzt ſein ſollen, wir wollen aber hier nur noch die merkwürdigſte und berühmteſte unter allen erwähnen, die nämlich, daß König Frode Fredegode (der Friedliebende), deſſen Leichnam, ehe derſelbe beſtattet wurde, drei Jahre lang durchs Land geführt ward, in einem langen gewaltigen Hügel bei Värebro Mühle in der Nähe von Frederiksſund in Seeland ruhen ſoll. Die Sage iſt ſo alt, daß ſchon der bekannte Geſchichtſchreiber Saxo Grammaticus vor ſechs hundert Jahren dieſelbe nach einem damals alten Liede aufgezeichnet hat. Der ſogenannte Frodehügel iſt eine ſehr lange Anhöhe, die durch Menſchenhände gebildet zu ſein ſcheint, und die früher mit großen Steinen, deren vor wenigen Jahren noch mehrere übrig waren, umgeben geweſen iſt. An dem einen Ende des Hügels ſieht man eine runde Vertiefung, von der aus eine Einſenkung des Bodens nach der Seite des Hügels ſich erſtreckt. In dieſem Loch liegen mehrere große Steine, Ueberbleibſel der zerſtörten Grabkammer. Vor etwa hundert Jahren hatte der Biſchof Rönnov die Kammer unterſuchen laſſen, aber nichts gefunden als eine ganze Menge Menſchenknochen, die gewöhnlich in den Steingräbern vorkommen, zu welchen auch der Frodehügel gerechnet werden muß. Wenn überhaupt Frode Fredegode als hiſtoriſche Perſon betrachtet werden kann, ſo iſt zwar nach den alten Sagen wohl möglich, daß er bei Värebro begraben liegt, wir müſſen aber im höchſten Grade bezweifeln, daß er in dem Grabe ruhen ſollte, dem die Sage ſeinen Namen gegeben hat; denn zu ſeiner Zeit wurden die Leichname ſicherlich nicht mehr in Steingräbern beigeſetzt. Im Ganzen genommen iſt die Gegend um Värebro und Leire herum überaus reich an Gräbern aus dem Steinalter, und zwar aus dem natürlichen Grunde, daß jene Gegenden, die für Jagd und Fiſcherei günſtig waren, für die älteſten Bewohner etwas beſonders Anziehendes haben mochten. Daß ſo auch „der Leirekönige große Opferſtätte“ unweit Snoldelev im Frauenkirchſpiel zu Roeskilde, die aus einem von Steinen umgebenen Hügel mit drei Grabkammern beſteht, nichts weiter als ein Steingrab aus der älteſten Zeit ſei, dies können wir nach allen Thatſachen ſicher behaupten.

Die Wichtigkeit der ſolchergeſtalt durch Grabhügel erworbenen

kritiſchen Erläuterungen beſchränkt ſich jedoch nicht darauf, daß einige einzelne ungegründete Sagen, die zum Theil in ſpätern Zeiten zuſammengeſetzt ſind, widerlegt und aus der Geſchichte gebannt werden. Aber, was von gleicher Bedeutung iſt, wir lernen außerdem daraus, daß man nur mit der größten Behutſamkeit auf ähnliche Sagen bauen darf, ſelbſt wenn dieſe auf beſtimmte Orte und Grabhügel bezogen werden, und ſelbſt wenn die Aufzeichnung derſelben etliche Jahrhunderte in die Zeit zurück reicht, wofern nicht beſondere Umſtände für das Alter und die Zuverläſſigkeit ſprechen möchten.

V. Runenſteine.

Alterthümer und Grabhügel würden weit zuverläſſigere Nachrichten über die Vorzeit mittheilen, wenn ſie in der Regel mit Inſchriften verſehen wären. Aus den Sprachen, in welchen dieſe abgefaßt wären, müßten wir in ſolchem Falle namentlich auf die Herkunft und Verwandtſchaft der früheſten Bewohner des Nordens zurückſchließen können, indem es ja hinlänglich gewiß iſt, daß Menſchen, die demſelben Stamme angehören, auch wenigſtens verwandte Sprachen reden. Leider aber ſind die Inſchriften aus der Vorzeit überaus ſelten. Im Steinalter ſcheint die Schrift, möglicherweiſe mit Ausnahme einzelner hieroglyphiſcher Zeichen und Vorſtellungen, gänzlich unbekannt geweſen zu ſein. Aus dem Bronzealter weiß man auch nicht beſtimmte Spuren von Inſchriften gefunden zu haben; erſt im Eiſenalter kommen Inſchriften vor, die immer mit den ſogenannten Runen oder Runenbuchſtaben aufgezeichnet ſind. Das gewöhnliche Alphabet, das aus ſechzehn Schriftzeichen beſteht, iſt dieſes:

ᚠ. ᚢ. ᚦ. ᚬ. ᚱ. ᚴ. ᚼ. ᚾ. ᛁ. ᛅ. ᛋ. ᛏ. ᛒ. ᛚ. ᛘ. ᛦ.

F. U. Th. O. R. K. G. H. N. J. A. S. T. D. B. L. M. Y. (Oe) R. (am Ende)

(weiches D)

Jedoch giebt es Abänderungen derſelben und mehrfache Arten ihrer Erſcheinung; außerdem giebt es auch andere verſchiedene Arten von fremden mehr abgeleiteten Runen, z. B. die angelſächſiſchen.

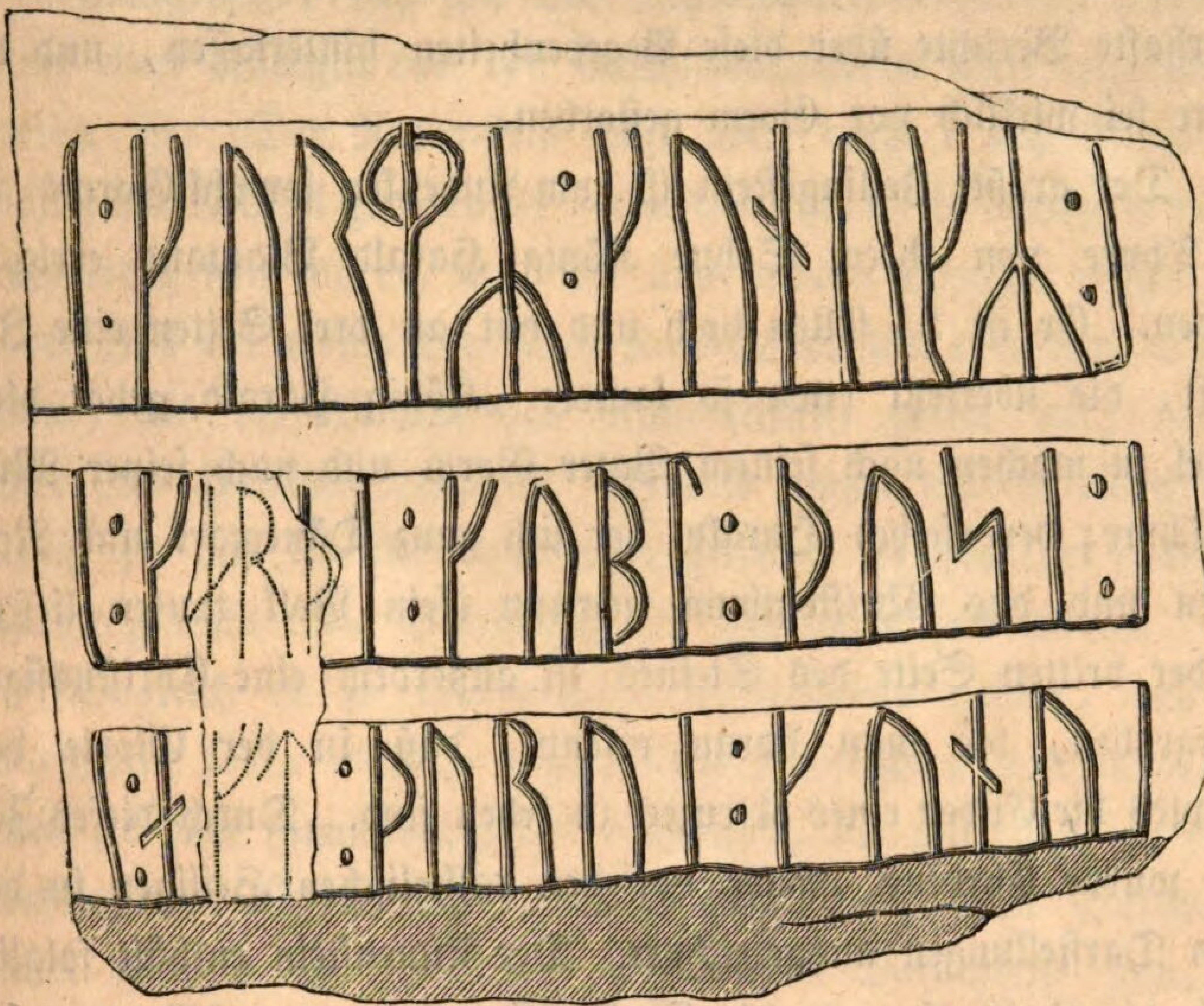
Inſchriften von dieſen ſind im Ganzen genommen, wahrſcheinlich wegen noch unbekannter Eigenthümlichkeiten ihrer Einrichtung, gemeiniglich ſehr ſchwer zu deuten.

Im Alterthum wurden die Runen in Metall eingeritzt, wie an Geſchmeiden, oder in Holz, vorzüglich an Holzſtäben, und in Rinde geſchnitten, aber auch in Stein eingegraben. Indem Holz, Rinde und zum Theil Metall von Alter in der Erde verzehrt wird, ſo ſind die Inſchriften am beſten aufbewahrt worden, die an den großen Steinen ſich finden, die nach den Runen Runenſteine genannt werden. Dieſe waren gewöhnlich Denkſteine, die auf den Gräbern ruhmwürdiger Todten errichtet wurden. Die Runenſteine rühren bald aus der heidniſchen, bald aus der erſten chriſtlichen Zeit her. Als einen unſtreitig heidniſchen Runenſtein müſſen wir den zu Anfang dieſes Jahrhunderts entdeckten Glavendrupſtein in Fühnen nennen. Die Inſchrift iſt auf drei Seiten vertheilt, und lautet in der deutſchen Sprache etwa ſo: 1) „Ragnhilde ſetzte dieſen Stein nach Ale Sølvegode, (einem) wohlehrwürdigen Manne.“ 2) „Ales Söhne machten dieſen Hügel nach ihrem Vater und ſeine Frau nach ihrem Manne, Sote aber ritzte dieſe Runen nach ſeinem Herrn. Thor heilige dieſe Runen!“ 3) „Zum Roſt werde der, welcher dieſen Stein wälzt, oder (ihn weg) nimmt (um ihn zu ſetzen) nach einem Andern.“ Es verdient beſondere Beachtung, daß Thor, ein heidniſcher Gott, hier angerufen worden iſt. Im Allgemeinen wurde bloß in die Steine eingegraben, von wem und für wen ſie errichtet waren, nebſt Hinzufügung verſchiedener Umſtände. Die Inſchriften mußten ſo natürlich oft etwas einsförmig werden, ſie gewähren aber dennoch werthvolle und intereſſante Aufklärungen für die Geſchichte, vorzüglich rückſichtlich der innern Verhältniſſe, ſeltener betreffen ſie die äußern, großen, hervortretenden Begebenheiten.

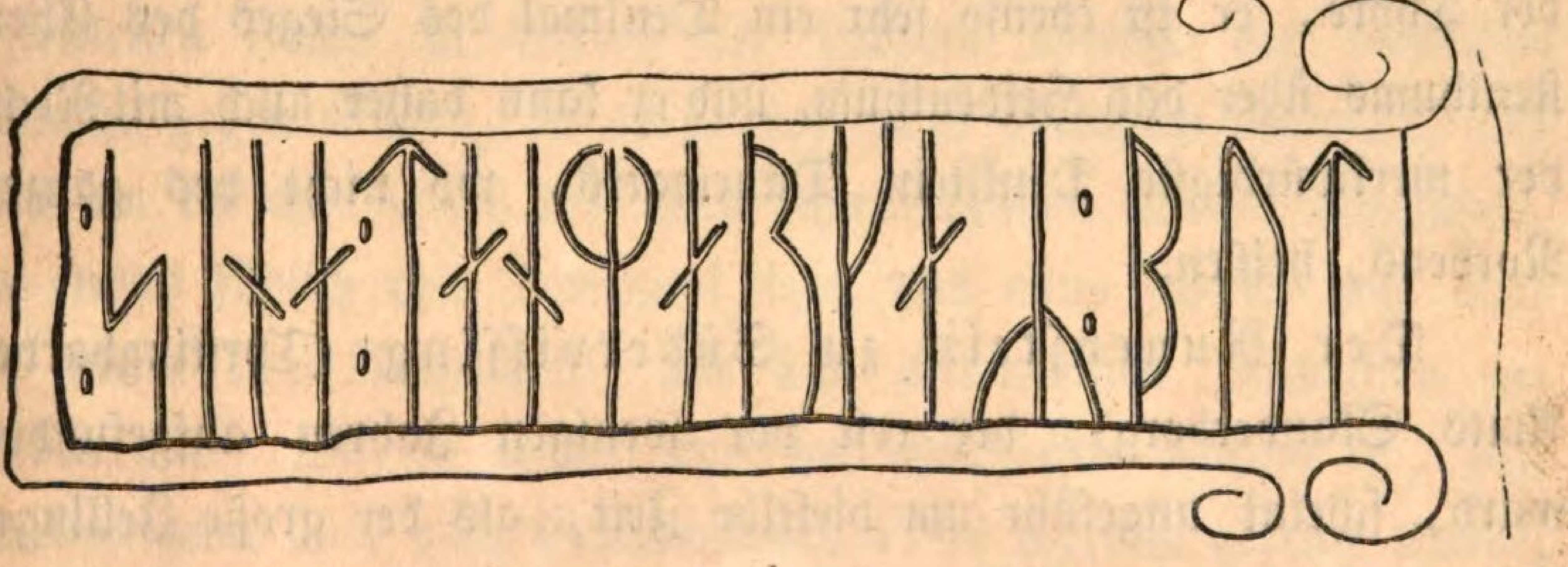
Zu den in dieſer Beziehung merkwürdigſten Runenſteinen Dänemarks gehören die beiden Denkſteine zu Jellinge über Thyre Danebod und Gorm, und der Stein zu Südervisſing. Unter den Jellingeſteinen, die beide vor der Kirchenthür zu ſehen ſind, iſt der kleinſte von Gorm der Thyre errichtet worden. Er iſt von Granit,

2½ Ellen hoch, 1½ Ellen breit und ziemlich platt. An den beiden breiten Seiten findet ſich die Inſchrift.

Vorderſeite.



Inſchrift der Hinterſeite.



Die Inſchrift der Vorderſeite iſt, genau nach den Buchſtaben: „Gurmr kunugr garþi kubl þösi aſt þurvi kunu" und die der Hinterſeite: „sina Danmarkarbut." „König Gorm machte dieſen Hügel nach ſeiner Gattin Thyre Danmarksbod." Daß es hier von Gorm heißt, er habe den Hügel ſeiner Gattin aufführen laſſen, iſt beſonders auffallend, weil alle Schriftſteller in dem Berichte übereinſtimmen, daß die Thyre den Gorm überlebt habe. Falls

man daher nicht annehmen will, daß der Hügel errichtet und der Stein ausgehauen worden ſei, während Thyre noch lebte, was übrigens keineswegs ohne Beiſpiel oder unberechtigt ſein würde, ſo muß man nothwendig glauben, die Schriftſteller haben uns fehlerhafte Berichte über dieſe Begebenheiten hinterlaſſen, und die Thyre ſei wirklich vor Gorm geſtorben.

Der größte Jellingeſtein iſt zum Andenken ſowohl Gorms als der Thyre von ihrem Sohne König Harald Blaatand errichtet worden. Er iſt 5½ Ellen hoch und hat an drei Seiten eine Inſchrift, die überſetzt etwa ſo lautet: „König Harald gebot dieſe Hügel zu machen nach ſeinem Vater Gorm und nach ſeiner Mutter Thyre; der (ſelbe) Harald, der ſich ganz Dänemark und Norwegen und das Chriſtenthum gewann (ſein Volk taufen ließ).“ An der dritten Seite des Steines iſt außerdem eine Chriſtusfigur eingegraben, die man daran erkennt, daß in der Glorie des Hauptes die Enden eines Kreuzes zu ſehen ſind. Durch dieſes Zeichen wurde Chriſtus immer vor den catholiſchen Heiligen in den erſten Darſtellungen ausgezeichnet. Der Runenſtein enthält folglich durch die Inſchrift und die Chriſtusfigur ein zuverläſſiges gleichzeitiges Zeugniß vom erſten Eindringen des Chriſtenthums in unſer Vaterland. Er iſt nicht allein ein Denkmal Gorms und der Thyre, er iſt ebenſo ſehr ein Denkmal des Sieges des Chriſtenthums über das Heidenthum, und er kann daher auch mit Recht der merkwürdigſte Denkſtein Dänemarks, wo nicht des ganzen Nordens, heißen.

Der Runenſtein zu Süderviſſing (Tyrſtingharde, Amts Skanderborg), der erſt vor wenigen Jahren aufgefunden ward, ſcheint ungefähr um dieſelbe Zeit, als der große Jellingeſtein, aufgerichtet zu ſein. Die Inſchrift deſſelben iſt: „Tuva löt görva kubl, Mistivis dotir uft muður sina, kuna Haralds hins guða Gurmssunar.“ Das heißt mit einigen Worten mehr und deutlicher: „Tuva ließ dieſen Hügel machen; ſie war eine Tochter von Miſtivi, machte ihn nach ihrer Mutter, und war Harald Gormsſön des Guten Frau.“ Bei Harald Gormsſön können wir nicht umhin an Harald Blaatand zu denken, und falls es beſtätigt wird, daß hier ſeiner Erwähnung geſchieht, ſo begegnen wir hier

dem merkwürdigen Umſtande, daß uns die Inſchrift über eine bisher ganz unbekannte Sache Auskunft giebt, daß nämlich ſeine Frau Tuva geheißen habe. Die ganze Geſchichte der damaligen Zeit iſt ſo mangelhaft, daß wir uns nicht wundern können, wenn der Name einer Königin von den Geſchichtſchreibern nicht aufgezeichnet worden iſt. Der Runenſtein fügt noch hinzu, daß Tuva eine Tochter von Miſtivi geweſen ſei – eine Ausſage, die in dem Falle doppelt merkwürdig ſein würde, weil wir aus andern Quellen wiſſen, daß zu der Zeit ein wendiſcher Fürſt Namens Miſtivi (vielleicht derſelbe Mann, als der Miſtivi des Runenſteins) gelebt hat, der im Jahre 986 Hamburg zerſtörte. Harald müßte alſo in einem Verhältniß zu den Wenden geſtanden haben, welches in politiſcher Beziehung nicht ohne Bedeutung für Dänemark ſein würde.

Obgleich es zu den größten Seltenheiten gehört, daß die Runenſteine ſolche wichtige geſchichtliche Nachrichten mittheilen, verdienen ſie doch ſämmtlich, ſelbſt diejenigen, die mit ſcheinbar höchſt unbedeutenden Inſchriften verſehen ſind, vorzügliche Beachtung. Indem nämlich die Inſchriften die älteſten Sprachreſte ſind, die wir noch übrig haben, werden die Runenſteine als Denkmäler ſowohl der Ausdehnung als der Beſchaffenheit der Sprache des Alterthums zu betrachten ſein. Rückſichtlich der Entſcheidung der viel beſtrittenen Frage in Betreff der frühern Grenze der däniſchen Sprache gegen Süden, iſt es ſo von nicht geringem Gewicht, daß man am öſtlichen Ende des alten ſchleswigſchen Walles Kograben, der etwas ſüdlich vom Danewerk liegt, und ohne Zweifel noch älter als dieſer iſt, Runenſteine mit ächt altdäniſchen Inſchriften gefunden hat. Da es ferner aus der Geſchichte bekannt iſt, daß im Alterthum über ganz Scandinavien eine Sprache geredet wurde, welches auch fernere Beſtätigung dadurch gefunden hat, daß die Inſchriften der Runenſteine der drei nordiſchen Reiche in einer und derſelben Sprache, nur mit einzelnen durch beſondere Umſtände bewirkten Abweichungen, abgefaßt ſind, ſo läßt ſich kaum bezweifeln, daß genaue Unterſuchungen der ſämmtlichen nordiſchen Runendenkmäler wichtige Beiträge zur Kenntniß unſerer Mutterſprache in ihrer ältern Geſtalt geben und ſo zur künftigen Ausbildung derſelben mitwirken werden. Indeſſen iſt die Zahl der

Runenſteine in Dänemark nicht ſehr beträchtlich. Sollen daher die genannten Unterſuchungen des nöthigen Fortgangs ſich erfreuen, ſo iſt es nicht allein nothwendig ein wachſames Auge auf die Aufbewahrung der ſchon entdeckten Runenſteine zu richten; die Aufmerkſamkeit muß in gleichem Maße auf die Auffindung der bisher unbekannten hingewandt ſein. Zahlreiche Runenſteine liegen ſicherlich noch entweder in der Erde vergraben, oder ſie bleiben an Stellen ſtehen, wo die Inſchriften nicht zum Vorſchein kommen; wenigſtens ſind fortwährend von Zeit zu Zeit ſolche Steine aufgefunden worden, deren einzelne ſehr merkwürdig ſind. Namentlich würde es beim Sprengen von Steinblöcken beſonders von Nutzen ſein, im voraus ſich davon zu vergewiſſern, daß nicht an irgend einer der Seiten Inſchriften ſich fänden; denn wäre dies der Fall, ſo müßte unter allen Umſtänden der Stein für genauere Unterſuchung aufbewahrt werden.

Ehedem, als man kein klares Bewußtſein von dem wirklichen Werth der Runenſteine hatte, wurden viele merkwürdige Denkmäler gänzlich vernichtet. In unſerer Zeit aber, wo die Liebe zur Mutterſprache ſich lebhaft äußert, iſt zu hoffen, daß die älteſten däniſchen Sprachdenkmäler nicht durch Gleichgültigkeit oder Streben nach geringem Gewinn zu Grunde gehen werden.

Dritte Abtheilung.

I. Bedeutung der Denkmäler des Alterthums für die Geſchichte.

Den oben dargeſtellten Thatſachen zufolge können wir aus den Alterthümern und Grabhügeln uns eine weit klarere Vorſtellung von der Bevölkerung und Culturentwickelung unſeres Vaterlandes in der Vorzeit, als aus den unſichern und unvollſtändigen ſchriftlichen Nachrichten, bilden. Dieſes tritt am beſten in einer allgemeinen Ueberſicht über die Ausbeute hervor, welche die Betrachtung der alterthümlichen Denkmäler, wie wir annehmen müſſen, ſchon der Geſchichte gewährt hat.

In der alleräl teſten Zeit, in dem ſogenannten Steinalter, als Dänemark ein rauhes und dicht bewaldetes Land war, wohnte hier ein Volk, das vornehmlich längs den Küſten ſich verbreitet hatte, und auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur ſtand. Der Gebrauch der Metalle war noch unbekannt, und aus dem Grunde wurden alle Geräthe aus Stein, Knochen oder Holz verfertigt. Mit ſolchem Werkzeug konnten die Einwohner nicht ſonderlich des Ackerbaues ſich befleißigen; dagegen machten Jagd und Fiſcherei ihre vornehmſten Erwerbsquellen aus. Zum Fiſchfang in den Strömen und im Meere gebrauchten ſie Angeln, Harpunen nnd Lanzen aus Feuerſtein; außerdem hatten ſie Kähne von ausgehöhlten Baumſtämmen. Auf der Jagd führten ſie nicht allein Bogen und Pfeile mit ſich, ſondern auch Lanzen und Jagdmeſſer, um beſſer die großen Thiere, deren Häute ihnen zu Kleidern dienten, erlegen zu können. Ihre Wohnungen waren wahrſcheinlich aus Steinen, Holzſtämmen und Erde gemacht; denn ſelbſt ihre Todten begruben ſie mit vieler Sorgfalt in Kammern, die aus großen, an der einwärts gekehrten Seite platten Steinen aufgeführt waren.

In dem nächſten Zeitraum, oder im Bronzealter, war eine größere Cultur ins Land eingedrungen, und dadurch wurden alle Verhältniſſe völlig verändert. Die Einwohner waren jetzt im Beſitz zweier Metalle: der Bronze und des Goldes; ſie hatten

gewebte Zeuge und hübſch verarbeitete Geſchmeide, Waffen, Schilde, Helme und Luren, die in der Regel mit eigenthümlichen Verzierungen, beſonders Spiralverzierungen, geſchmückt waren. Bronzerne Geräthe verdrängten die alten ſteinernen, und ſo mußten auch Jagd und Fiſcherei dem beginnenden Ackerbau weichen. Die Wälder wurden nach und nach im Innern des Landes ausgerottet, je nachdem der Ackerbau ſich weiter ausbreitete und die Volksmenge zunahm. Der Verkehr mit andern Ländern wurde theils durch Kriegszüge, theils durch Handel eröffnet, und die Schifffahrt bekam jetzt erſt einige Bedeutung, als die Schiffe größer und auf beſſere Art, als die einfachen Fahrzeuge von ausgehöhlten Baumſtämmen, gebaut wurden. In dieſer Zeit verbrannte man die Leichname der Todten, und beſtattete die übriggebliebenen Knochenſtücke in Aſchenkrügen, kleinen Steinkiſten oder unter Steinhaufen in zuſammengefahrenen großen Erdhügeln.

Endlich, aber, wie es ſcheint, erſt gegen das achte Jahrhundert, trat das dritte Alter oder das Eiſenalter ins Leben. Mit ihm kamen zwei bisher unbekannte oder unbenutzte Metalle, nämlich Eiſen und Silber, hier in Dänemark in Gebrauch. Alle ſchneidenden Geräthe und Waffen wurden jetzt aus Eiſen anſtatt aus Bronze verfertigt, und außerdem rückſichtlich der Form und der Verzierungen gänzlich verändert. Ueberhaupt machte ein ganz neuer Geſchmack ſich in dieſem Zeitraum geltend, welches eine natürliche Folge davon war, daß die Verbindungen des Nordens mit andern Ländern eine größere Ausdehnung erhalten hatten; denn dadurch wurden viele fremde Sachen hergebracht, die ſpäter von inländiſchen Schmieden nachgeahmt wurden. Gegen Oſten und Süden hatten die Nordländer vornehmlich Handelsverbindungen mit dem oſtrömiſchen Reich, den Ländern am kaspiſchen Meere, Rußland und den Küſtenländern der Oſtſee; den größten Einfluß aber auf die Entwickelung der Cultur des Nordens hatten doch die häufigen Wikingszüge der Nordländer nach dem Abendlande: England und Frankreich. Daher mögen vielleicht die gewöhnlichen Zierathen des Eiſenalters, ſymmetriſche Windungen und Arabesken, ihren Urſprung gehabt haben, und von da wurden große Reichthümer und mancher Keim zu werdenden nützlichen Einrichtungen

heimgebracht. Der Ackerbau machte kaum ſonderliche Fortſchritte in Dänemark in dieſer kriegeriſchen Zeit, indem das Volk fortwährend entweder auf Wikingszügen oder im Lande ſelbſt gegen Einfälle von Fremden kämpfte. Es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß der Sinn für Ackerbau und ähnliche friedliche Geſchäfte zu eben der Zeit, als die Seezüge ſowohl Ruhm als vollauf von Beute einbrachten, ſich verlieren würde. Die Begräbnißſitten wurden jetzt etwas anderer Art, als im Bronzealter. Die Leichen begrub man meiſtens unverbrannt, entweder in großen Hügeln oder in natürlichen Sandbänken nebſt vielen prächtigen und koſtbaren Sachen. Der Wiking wurde in ſeinem Schiff beſtattet, und der Held bekam oft ſein Lieblingspferd mit ins Grab.

Dieſe Eintheilung der Vorzeit Dänemarks in drei Alter iſt einzig und allein auf die übereinſtimmenden Zeugniſſe der Alterthümer und Grabhügel gegründet; denn die alten Sagen erwähnen nicht einmal, daß hier ehedem ein Zeitraum geweſen ſei, in dem Waffen und ſchneidende Geräthe, aus Mangel an Eiſen, aus Bronze verarbeitet worden wären. Zum Theil deshalb behaupten auch Viele, der eben erwähnten Eintheilung in drei Alter dürfe durchaus keine Bedeutung oder Glaubwürdigkeit beigelegt werden, indem namentlich die Sachen aus dieſen Zeitaltern, die wir der Kürze halber Eiſenſachen, Bronzeſachen und Steinſachen nennen wollen, ſehr gut von einer und derſelben Zeit, aber von verſchiedenen Claſſen, herrühren könnten. So nehmen Einige an, die Bronzeſachen, die ſich durch ihre ſchöne Verarbeitung auszeichnen, ſeien von den reichſten Leuten gebraucht worden, dagegen die Eiſenſachen den minder Begüterten und die Steinſachen den Armen gehört hätten. Dieſe Einwendung iſt jedoch ſchwerlich auf Wahrſcheinlichkeit oder auf hinlängliche Kenntniß der Denkmäler des Alterthums gebaut. Geſetzt nämlich, die Bronzeſachen hätten den reichſten Leuten gehört, wie iſt es dann denkbar, daß keine reichen Leute ſich in dem eigentlichen Schweden und Norwegen, wo ja bekanntlich keine Bronzeſachen angetroffen werden, gefunden hätten? Es iſt auch nur wenig wahrſcheinlich, daß reiche Leute das minder gute Metall, Bronze, zu Geräthen und Waffen benutzt haben, indeß die Unvermögenden ſchon das beſſere Metall, das Eiſen, hatten. Außerdem trifft

man weit weniger Koſtbarkeiten und beſonders weit weniger große goldene Geſchmeide bei den Bronzeſachen, als bei den Eiſenſachen; bei den Bronzeſachen ſind noch nie ſilberne Geſchmeide, kufiſche oder oſtrömiſche Münzen, wie bei den Eiſenſachen, gefunden worden. Nimmt man nun gar an, die Eiſenſachen ſeien der Reichen und die Bronzeſachen der minder Begüterten Eigenthum geweſen, ſo bleibt es dennoch gleich unwahrſcheinlich; denn in dem Falle wäre faſt kein einziger unvermögender Mann in ganz Schweden und Norwegen geweſen. Was auch die Steinſachen oder die Geräthe der vermeintlich Armen betrifft, ſo iſt wohl zu merken, daß dieſe gemeiniglich in Kammern der Steingräber und in Jettenſtuben aufgegraben werden. Allein die Steingräber und Jettenſtuben ſind weit größere und weit prächtigere Grabmäler, als die Hügel, die Bronzeſachen enthalten; man müßte alſo ſchließen, die Reichen ſeien in einem Erdhügel, der über einen unbedeutenden Steinhaufen aufgeſchüttet wäre, die Armen dagegen in Steinkammern, die oft durch ihre Größe und ihren ſorgfältigen Bau die Verwunderung der jetzigen Zeit erregen, beigeſetzt worden. Dieſes iſt natürlich völlig unglaublich. Gehörten ferner die Bronze- und Eiſenſachen einer und derſelben Zeit, ſo würde dennoch höchſt wahrſcheinlich ſein, daß ſie ungefähr in demſelben Geſchmack verarbeitet wären oder daß die Formen und Zierathen wenigſtens eine entfernte innere Uebereinſtimmung hätten, ſelbſt wenn das Metall verſchieden wäre. Allein die Bronzeſachen verrathen durch Form, Zierathen und Verarbeitung im Ganzen genommen einen ganz andern Geſchmack, als den in den Eiſenſachen ſich ausprägenden. Falls endlich die verſchiedenen Arten von Alterthümern gleichzeitig wären, ſo müßte man ebenfalls erwarten, daß unſere Grabhügel, die dann auch als gleichzeitig betrachtet werden müßten, in der Hauptſache, und zunächſt rückſichtlich der eigentlichen Begräbnißſitten, eine gewiſſe erkennbare Aehnlichkeit mit einander haben würden. Mittlerweile wiſſen wir, daß die großen Steingräber und Jettenſtuben Steinſachen und unverbrannte Leichen einſchließen, daß die Hügel, die Bronzeſachen nebſt verbrannten Leichen bergen, eine ganz andere Einrichtung haben, und daß Hügel mit Eiſenſachen im Weſentlichen von den übrigen Hügeln verſchieden ſind. Da ſich nun gar nicht annehmen läßt,

daß im Alterthum eine ſo ſcharfe Trennung der drei Claſſen der Reichen, der Unvermögenden und der Armen ſich gefunden hätte, daß jede Claſſe beſondere Begräbnißſitten und daneben Waffen, Geräthe und Geſchmeide, die ſowohl in der Form als im Stoff von denen der andern Claſſen grundverſchieden wären, gehabt haben ſollte, ſo muß folglich als unzweifelhaft betrachtet werden, daß die oftgenannte Eintheilung der Alterthümer und Grabhügel in drei Alter nicht nur auf Wahrſcheinlichkeit, ſondern auf zuverläſſige Thatſachen und im Ganzen genommen auf eine feſtere Grundlage gebaut iſt, als man hoffen könnte, wo von einer Zeit die Rede iſt, die den zuverläſſigen geſchichtlichen Nachrichten vorausliegt. Wir tragen daher kein Bedenken, zur Unterſuchung der Frage zu ſchreiten, ob es nur ein Volksſtamm geweſen ſei, der im Alterthum ſich hier ſtufenweiſe durch drei Alter hindurch entwickelte, oder ob mehrere Stämme von Zeit zu Zeit ins Land eingedrungen ſeien und die verſchiedenen Veränderungen der Cultur bewirkt haben.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß Begräbnißſitten und was dahin gehört etwas ſeien, das Volksſtämme auf einer niedrigen Stufe der Cultur am meiſten achten und bewahren, und erſt dann aufgeben, wenn ſie, nachdem ſie von mächtigern Fremden unterjocht worden, mit demſelben ihre Nationalität aufgegeben oder aufgehört haben ein ſelbſtſtändiges Volk zu ſein. Im Steinalter und Bronzealter waren die Begräbnißſitten und Grabhügel durchaus verſchieden; wir ſind demnach auch berechtigt zu behaupten, der Volksſtamm, der im Bronzealter Dänemark bewohnte, ſei ein anderer geweſen, als der, der im Steinalter zur Bevölkerung des Landes den Grund legte. Dieſes zeigen die Alterthümer auch deutlich, indem ſich kein ſtufenweiſer Uebergang von den einfachen Geräthen und Waffen von Stein zu den hübſch verarbeiteten Geräthen und Waffen von Bronze findet. Dagegen iſt es nicht ausgemacht, daß das Volk im Eiſenalter auch ein dritter Stamm ſein ſollte, der ſpäter eingewandert wäre, als die Einwohner des Bronzealters; denn freilich ſind die Alterthümer und Grabhügel dieſer beiden Alter keineswegs derſelben Art, der Unterſchied iſt jedoch lange nicht ſo ſcharf oder ſo hervortretend, daß wir auf denſelben den Schluß von zwei verſchiedenen Volksſtämmen bauen dürften. Eine

mehr entwickelte Cultur, und insbeſondere eine lebendigere Verbindung mit andern Ländern, möchte wohl in einer jüngern Periode des Heidenthums eine merkliche Veränderung ſowohl des Geſchmacks als der Begräbnißſitten hervorrufen können. Das Höchſte, was man für den Augenblick wird ſagen können, iſt, daß Dänemark im Eiſenalter durch wiederholte kleinere Einwanderungen aus den benachbarten Ländern möglicherweiſe neue Beſtandtheile ſeiner Bevölkerung empfangen hat. Indem alſo die Denkmäler zeigen, daß im Alterthume zwei verſchiedene Völkerſtämme in Dänemark gewohnt haben, ſo müſſen wir in den älteſten geſchichtlichen Nachrichten Aufklärung darüber ſuchen, zu welchen Völkerracen jene Stämme zunächſt müßten gerechnet werden können.

Als einige der erſten Einwohner Europas nennt die Geſchichte die Finnen und Kelten. Die Finnen, oder Lappen, wie ſie heut zu Tage genannt werden, wohnen jetzt hoch nach dem Norden hinauf, ehedem aber erſtreckten ſie ſich weiter ſüdwärts, wenigſtens über den größten Theil von Schweden und Norwegen, und, nach der Meinung Vieler, über noch mehr Länder, aus welchen ſie durch ſpäter eingewanderte Völkerſchaften vertrieben wurden. Die Ueberreſte der Kelten ſind ebenfalls jetzt innerhalb ſehr enger Grenzen in England und Schottland zurückgedrängt, wogegen ſie im Alterthum das mächtigſte und verbreitetſte Volk im abendländiſchen Europa waren. Die Geſchichtsforſcher haben daher bisjetzt angenommen, daß Finnen und Kelten in der älteſten Zeit im Norden an einander grenzten und daß ſie hier die früheſte Bevölkerung der Länder bildeten.

Demnach möchte man natürlich zunächſt glauben, die Einwohner Dänemarks im Steinalter ſeien entweder Finnen oder Kelten geweſen. Von den Finnen erzählt der bekannte römiſche Schriftſteller Tacitus, der im erſten Jahrhundert nach der Geburt Chriſti lebte, „ſie wären erſtaunlich wild und arm. Sie hätten weder Waffen noch Pferde oder Häuſer. Sie äßen Kräuter, kleideten ſich in Thierhäute, und bereiteten ihr Lager auf der bloßen Erde. Sie vertrauten allein ihren Pfeilen, denen ſie, wegen Mangel an Eiſen, eine knöcherne Spitze gäben. Selbſt ihre Kinder hätten keine Zufluchtsſtätte gegen Un-

gewitter und Regengüſſe; ſie würden bloß mit geflochtenen Zweigen bedeckt." Dieſe Schilderung der Lebensart der Finnen ſtimmt weſentlich auch mit andern alten Berichten überein. Weil nun die Einwohner Dänemarks im Steinalter keine Metalle kannten und zugleich von Jagd und Fiſcherei lebten, ſo iſt die Meinung oft geäußert worden, jene früheſten Bewohner Dänemarks ſeien Finnen geweſen, und ſonach alle Steingräber, Jettenſtuben und die ſteinernen Alterthümer Denkmäler dieſer uralten finniſchen Bevölkerung. Als ferneren Grund beruft man ſich darauf, daß dieſelbe Art ſteinerner Geräthe in den drei nordiſchen Reichen aufgegraben wird: folglich iſt der Norden urſprünglich von einem Stamm bewohnt geweſen, aber welches andere Volk ſollte es wohl ſein, als die Finnen, die wiſſentlich von den älteſten Zeiten her in Schweden und Norwegen gewohnt haben? Ein ſolcher Schluß iſt indeſſen nicht zuverläſſig. Man darf offenbar dadurch, daß in Schweden, Norwegen und Dänemark allerhand Geräthe von Stein aufgegraben werden, die unter ſich die größte Aehnlichkeit haben, nicht für berechtigt angeſehen werden, daraus abzuleiten, daß jene Geräthe von demſelben Volke benutzt worden wären. Denn da man ebenfalls auf Japan, in America, auf den Südſeeinſeln und anderwärts ganz ähnliche ſteinerne Geräthe antrifft, ſo müßte man nothwendig annehmen, daß Zweige deſſelben Stammes, der in der älteſten Zeit unſern Norden bewohnte, auch bis in dieſe Gegenden ſich erſtreckt hätten. Die Alterthümer können nur zeigen, daß die Völkerſchaften, die gleichartige Geräthe von Stein benutzten, etwa auf derſelben Stufe der Cultur geſtanden haben; ſoll eine größere Ausbeute für die Geſchichte gewonnen werden, ſo müſſen Form und Inhalt der Gräber oder der feſtſtehenden Denkmäler weſentlich mit in die Betrachtung gezogen werden. Es iſt aber eine ausgemachte Sache, daß die eigenthümlichen Gräber und Jettenſtuben des Steinalters weder jemals im nördlichen Schweden und Norwegen, wo doch Ueberreſte der Finnen bis zur hiſtoriſchen Zeit ſich erhielten, noch in den Ländern, die noch von finniſchen Völkerſchaften bewohnt werden, gefunden worden ſind. Die Verhältniſſe ſind hier ganz anders. Die Einwohner des Steinalters können ſo nicht Finnen geweſen ſein, die allmählig durch andere Völkerſtämme gegen den

Norden hinauf gedrängt wurden; denn es iſt durchaus unglaublich, daß ſie auf einem Rückzuge, der eben angeſtellt wurde, damit ſie ihre Selbſtſtändigkeit behaupteten, plötzlich ihre alte Beſtattungsweiſe und ihre von den Vätern ererbten Gebräuche gänzlich hätten verändern ſollen. Ueberdieß zogen ſie ſich tiefer in Landſtrecken hinein, die mit Granitfelſen nnd loſen Steinblöcken angefüllt waren, ſo daß es hier ſogar leichter für ſie geweſen wäre Steingräber und Jettenſtuben zu bauen, als in Dänemark. Die Finnen ſcheinen im Ganzen genommen ſich keine Denkmäler ihres Aufenthalts in den ſüdlichen Gegenden der ſcandinaviſchen Halbinſel hinterlaſſen zu haben; ſie waren zunächſt ein umherwanderndes Volk, das keine ordentlichen feſten Wohnungen hatte, und das demnach leicht ſpurlos aus einer Gegend verſchwinden konnte, ſobald dieſelbe nicht länger im Stande war ihnen ihre Nahrung zu gewähren. Die Einwohner des Steinalters dagegen werden ohne Zweifel auf einer etwas höhern Stufe der Cultur, als die alten Finnen, geſtanden haben. Sie müſſen wenigſtens feſte Wohnungen gehabt haben, ſonſt hätten ſie ſchwerlich die merkwürdigen Steingräber und Jettenſtuben aufgeführt, die von einer nicht geringen Kraft und einer bedeutenden Ausdauer zeugen. Es iſt darum wohl möglich, daß einſt vor Jahrtauſenden ein mit den Finnen verwandter Nomadenſtamm in Dänemark hat herumſtreifen können, welches ebenſo wenig ſich läugnen als beweiſen läßt, ſoviel leuchtet jedoch ein, daß die Einwohner Dänemarks im Steinalter nicht die Finnen geweſen, deren Nachkommen die jetzigen Lappen ſind.

In dieſer Ueberzeugung haben andere Schriftſteller entwickelt, daß die Finnen die Grundbevölkerung nur in Schweden und Norwegen gebildet hätten, daß aber die Kelten die älteſten Einwohner Dänemarks geweſen wären. Dieſes dürfte beim erſten Anblick viele Wahrſcheinlichkeit an ſich tragen, indem bekanntlich die Gräber und Alterthümer des Steinalters in den Küſtenſtrecken des ganzen abendländiſchen Europa, alſo in Ländern vorkommen, wo gerade die Kelten von uralter Zeit her gewohnt haben. In dieſen Ländern aber giebt es ebenfalls Grabhügel, die mit unſern Hügeln aus dem Bronzealter große Uebereinſtimmung haben; man würde

alſo mit gleichem Recht behaupten können, ſolche Hügel rührten von den Kelten her, weil ſie in Ländern ſich finden, die erweislich im Alterthum von Kelten bewohnt waren. Aus den Gräbern darf man ſonach in dieſer Rückſicht nichts ſchließen wollen. Außerdem zeichneten ſich die Kelten, allen geſchichtlichen Nachrichten zufolge, durch eine ziemlich frühe Cultur aus; ſie hatten Waffen und Geſchmeide von Metall; es fanden ſich ordentliche Städte in ihren Ländern, ja man hat gar gefunden, daß ſie in gewiſſen Gegenden Münzen geprägt haben. Indem ſie dabei die Leichen der Todten verbrannten, ſo wird Jedermann leicht einſehen, daß die Kelten ein ganz anderes Volk geweſen ſind, als die Einwohner im Steinalter, die die Leichen unverbrannt beſtatteten, und die bloß einfache Geräthſchaften von Stein und Knochen hatten. Es ließe ſich ja wohl denken, die Kelten hätten urſprünglich auf einer ebenſo niedrigen Stufe der Cultur geſtanden, nach und nach aber hätten ſie Metalle und dadurch Gelegenheit zu größerer Ausbildung erhalten. Hiebei muß jedoch erinnert werden, daß die Kelten zu der Zeit, wo ſie zuerſt in der Geſchichte genannt werden, ſich von Italien aus durch das abendländiſche Europa (oder Gallien) bis nach England (Britannien) ausdehnten. So hatten ſie freilich ungefähr die Länder inne, in welchen ſich die Steingräber finden. Damals aber waren ſie ſchon durch deutſche Stämme gegen Weſten gedrängt worden; vorher hatten ſie, ſoviel ſich mit Wahrſcheinlichkeit muthmaßen läßt, eine weit größere Ausdehnung über das gegenwärtige Deutſchland gehabt, beſonders über den mittlern und ſüdlichen Theil deſſelben, in welchen Gegenden die characteriſtiſchen Steingräber mit unverbrannten Leichen, Geräthen aus Feuerſtein und Bernſteinſchmuck bisher nicht gefunden worden ſind. Wären dieſe Gräber die älteſten keltiſchen Gräber, ſo müßte man erwarten ſie vornehmlich in den von den Kelten zuerſt bewohnten Ländern anzutreffen.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach müſſen wir dagegen annehmen, dasjenige Volk, welches im Steinalter Dänemark bewohnte, und das, den Zeugniſſen der Alterthumsdenkmäler zufolge, ſich über die Küſten von Norddeutſchland und dem abendländiſchen Europa ſowie von England und Irland erſtreckte,

ſei auch nicht keltiſcher Herkunft, ſondern gehöre vielmehr einem ältern noch unbekannten Stamme, der im Laufe der Zeiten durch die Einwanderungen mächtigerer Völker zu Grunde gegangen ſei, ohne andere Denkmäler zu hinterlaſſen, als die großen Steinkammern, in denen ſie ihre Todten beiſetzten, und die Geräthſchaften, die durch ihre Beſchaffenheit vor der Vernichtung geſichert waren. Die Geſchichte hat uns kaum das Andenken aller der Völkerſchaften erhalten, die vom Anfang an Europa bewohnt haben, es iſt darum ein eitler Wahn, wenn man annimmt, Völkerſtämme ſeien unbeſtreitbar die älteſten, weil ſie die erſten ſind, die in den wenigen und zum Theil unſichern ſchriftlichen Nachrichten erwähnt werden. Indeſſen giebt es doch einen Weg, auf dem wir wahrſcheinlich mit der Zeit auch darüber Kunde erlangen werden, zu welcher Menſchenrace die erſten Bewohner unſeres Vaterlandes gehört haben. Durch Unterſuchung und Vergleichung von Gerippen von den verſchiedenen Völkerſchaften und Gegenden des Erdballs hat man in Erfahrung gebracht, daß die verſchiedenen Menſchenracen in der Form der Gerippe merkwürdige Verſchiedenheiten darbieten, und daß dieſe in der Geſtaltung der Schädel am ſtärkſten hervortreten. Mehrere Gelehrte haben daher auch angefangen einen Theil der in den Steingräbern und Jettenſtuben aufgegrabenen Schädel und Gerippe zu unterſuchen und zu beſchreiben. Es iſt zwar dadurch nachgewieſen, daß die älteſten Einwohner rückſichtlich des Körperbaues weder über noch unter der Mittelgröße waren, zu welcher Menſchenrace man ſie aber am liebſten rechnen möchte, iſt noch nicht ganz ins Reine gebracht worden. Die Gerippe wurden früher keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit gewürdigt, aus welchem Grunde verhältnißmäßig nur äußerſt wenige und dazu unvollſtändige in den Sammlungen aufbewahrt ſind. Erſt wenn das Intereſſe für unſere Vorzeit lebendig geweckt und als Folge davon eine große Menge von Gerippen herbeigeſchafft ſein wird, können wir gegründete Hoffnung hegen, durch Vergleichungen ein ſicheres Reſultat für die Geſchichte, das möglicherweiſe auf andere und wichtige Entdeckungen hinleiten wird, über die Herkunft der Urbewohner zu gewinnen.

Giebt auch die Geſchichte keine Aufklärungen über das hier

erwähnte Volk, ſo könnte man doch möglicherweiſe durch wahrſcheinliche Schlüſſe zu einer vorläufigen Kenntniß von ſeinem Platze in der Bevölkerungsgeſchichte Nord- und Weſteuropas gelangen. Alle Thatſachen zeigen nämlich, daß Europa nicht auf einmal von einem Völkerſtamm, der den Keim der ganzen ſpätern Cultur in ſich getragen hätte, bevölkert worden iſt, ſondern daß derſelbe allmählig neue Völkerſtämme aufgenommen hat, die fortwährend die andern verdrängten und zu einer größern Entwickelung den Grund legten. Die erſten Völkerſchaften Nord-Europas waren ſo ohne Zweifel Nomadenſtämme, von welchen die Lappen oder, wie ſie ehedem genannt wurden, die Finnen im äußerſten Norden Ueberreſte ſind. Sie hatten keine feſten Wohnungen, ſondern ſtreiften herum von einem Ort zum andern, und lebten von Kräutern, Wurzeln, Jagd und Fiſchfang. Nach ihnen wanderte ein anderer Stamm ein, der kenntlich um einen Schritt weiter gekommen war, indem er das unſtäte Wanderleben verlaſſen und ordentliche feſte Wohnungen erhalten hatte. Dieſes Volk verbreitete ſich längs den Küſten, wo bequeme Gelegenheit ſowohl für Jagd als Fiſchfang da war; die Schifffahrt, und vielleicht auch der Ackerbau, ſcheint jetzt angefangen zu haben. Aus dieſer Zeit rühren die Gräber des Steinalters her, die Jettenſtuben und die aus denſelben aufgegrabenen Alterthümer. Darauf kamen wieder Stämme, die Metalle und eine nicht geringe Cultur beſaßen, und die daher ſowohl die früher bewohnten Küſtenſtrecken, als auch das Innere des Landes einnahmen. Bei ihnen ward der Ackerbau und die damit folgende Cultur begründet. Unter dieſen Stämmen waren im Weſten die obengenannten Kelten. Die Einwohner Dänemarks und des weſtlichen Europa im Steinalter werden ſolchergeſtalt zunächſt als das Uebergangsglied zwiſchen den älteſten Nomadenſtämmen und den jüngern ackerbauenden und cultivirten Völkerſchaften zu bezeichnen ſein. Schon daraus wird erſehen, daß das Steinalter nothwendig außerordentlich weit in der Zeit zurückliegen muß. Wenn die Kelten vor mehr als zwei tauſend Jahren feſte Wohnungen im abendländiſchen Europa hatten, um wie viel älter muß dann nicht die Bevölkerung ſein, die der Einwanderung der Kelten vorausging? Eine große Anzahl Jahre würde verſtreichen müſſen, bevor ein Volk, wie die Kelten, ſich

über West-Europa ausbreiten und die Länder urbar machen konnte; es iſt daher nicht übertrieben dem Steinalter ein Alter von wenigſtens drei tauſend Jahren beizulegen. Geognoſtiſche Gründe ſcheinen auch anzudeuten, daß das Bronzealter ſchon 5 bis 600 Jahre vor der Geburt Chriſti da geweſen ſein müſſe.

Die Einwohner des Bronzealters waren hier in Dänemark das Volk, welches zuerſt eine eigentliche Cultur mitbrachte. Ihnen iſt ſo die Einführung der Metalle, das Aufkommen des Ackerbaues und der Schifffahrt zu verdanken, nicht zu gedenken, daß die früher unbewohnten Gegenden im Innern des Landes durch ſie von Wald gereinigt und urbar gemacht wurden. Dieſes Volk ſtand demnach ungefähr auf derſelben Stufe der Cultur, wie die Kelten, und hatte keine geringere Bedeutung für die Entwickelung des nördlichen, als jene für die des weſtlichen Europa. Iſt es denn vielleicht wahrſcheinlich, daß die Einwohner des Bronzealters ſelbſt als ein keltiſcher Stamm betrachtet werden müſſen?

Die alten Berichte über die Vorzeit des Nordens geben keine hinlängliche Gewähr für die Annahme, daß die Kelten einſt in Dänemark gewohnt hätten, ſie enthalten aber wohl einzelne Winke, die möglich auf etwas der Art hindeuten möchten. Namentlich melden unſere älteſten Sagen und Lieder, die am ſpäteſten nach dem Norden eingewanderten Stämme hätten in friedlichem Vernehmen gelebt mit einem Volke, Alfen genannt, die von früherer Zeit her in Alfheim im ſüdlichen Norwegen, und im nördlichen Jütland wohnten. Da nun die Alfen dem zufolge, was von ihnen erzählt wird, ſchon einige Cultur gehabt und den Ackerbau gekannt haben ſollen, ſo haben mehrere Geſchichtſchreiber in ihnen Ueberreſte von Kelten, die in dem Falle ehedem größere Strecken von Dänemark eingenommen hätten, aus welchen ſie aber nach und nach durch andere Völkerſchaften verdrängt wären, wiederfinden zu können geglaubt. Ebenfalls heißt es, ſei die jütländiſche Halbinſel von Kimbrern, die wahrſcheinlich keltiſcher Herkunft waren, bewohnt geweſen und habe darnach den Namen: „kimbriſche Halbinſel" bekommen. Auch dieſe Kimbrer wären dann als Ueberreſte der ältern und allgemeiner verbreiteten keltiſchen Bevölkerung zu betrachten. Vermöge ſolcher natürlich unſichern Schlüſſe würde man wohl noch mehr es

wahrſcheinlich machen, die Einwohner im Bronzealter ſeien Kelten geweſen, wenn nicht gerade die Alterthumsdenkmäler, die hier vorzugsweiſe in Betracht kommen müſſen, ſo entſchieden dagegen redeten. Alterthümer wie Grabhügel zeugen nämlich davon, daß das Bronzealter, wie wir oben nachgewieſen haben, hier in Dänemark nicht früher als gegen das achte Jahrhundert abgeſchloſſen ſein kann. Wollte man gar das Bronzealter ein paar Jahrhunderte weiter in die Zeit zurück verſetzen, ſo iſt ſelbiges gleichwohl unter allen Umſtänden ſo ſpät geſchloſſen, daß eine keltiſche Bevölkerung damals längſt allen weſentlichen Einfluß in Dänemark müßte verloren haben. Schon um die Zeit der Geburt Chriſti, und gewiß Jahrhunderte früher, wohnte hier ein Zweig des großen ſcandinaviſch-gothiſchen Völkerſtammes, der in mehrern Abtheilungen nach dem Norden eingewandert zu ſein ſcheint, und der zuletzt ſich über die drei nordiſchen Reiche verbreitete; nach jenem alten Stamm wurde Jütland „Reiðgotaland“ oder das feſte Land der Gothen, und die däniſchen Inſeln „Eygotaland“ oder das Inſelland der Gothen genannt. Ohne Zweifel ſind es daher dieſe Gothen, und nicht Kelten, die im Bronzealter die Grundbevölkerung Dänemarks ausmachten, ſelbſt wenn auch ein einzelner keltiſcher Stamm einige Zeit ſich auf der jütländiſchen Halbinſel hätte aufhalten können. Denn falls die Hügel und Alterthümer des Bronzealters als Denkmäler eines keltiſchen Volkes betrachtet werden ſollten, wo würde man dann in Dänemark Ueberbleibſel vom alten weitausgedehnten gothiſchen Stamme aufzeigen können? Die Denkmäler des Eiſenalters vermögen dieſen Zweifel nicht zu löſen; ihre Zahl iſt ſo unbedeutend, daß ſie kaum ein paar Jahrhunderte, geſchweige denn einen Zeitraum von wenigſtens 1000 Jahren ausfüllen können. Solange dieſes ungelöſt ſtehen bleibt, müſſen wir es für ausgemacht anſehen, daß die Einwohner im Bronzealter keineswegs ein von den Gothen verſchiedenes, älteres Volk, ſondern vielmehr der erſte gothiſche oder altdäniſche Stamm geweſen ſind. Die Dänen treten in den Sagen als ein mächtiges und gebietendes Volk auf, welches mit der Cultur, die, wie die Alterthümer zeigen, im Bronzealter verbreitet war, wohl übereinſtimmt. Es iſt auch nicht ohne Gewicht, daß die Alterthümer

und Grabhügel aus jenem Zeitraum in ſo großer Menge in den däniſchen Ländern ſich finden, niemals aber, oder durchaus als Ausnahme in den nördlichern Gegenden der ſcandinaviſchen Halbinſel angetroffen werden. Im Lande der Alfen oder in Alfheim, dem Lande der vermeintlichen Kelten, im ſüdlichen Norwegen ſind ſie z. B. noch nie entdeckt worden. Gegen Süden und Südoſt erſtrecken ſie ſich freilich über die Küſten der Oſtſee, aber auch hier wohnten im Alterthum, nach der Ausſage alter Schriftſteller, gothiſche Völker. Im erſten Jahrhundert nach der Geburt Chriſti nennt der Geſchichtſchreiber Tacitus „die Gotonen" als in der Nähe der Oſtſee wohnende Völker; er ſagt von ihnen, daß „ſie runde Schilde und kurze Schwerter hätten" — eine Beſchreibung, die ſehr gut auf die Schilde und Waffen des Bronzealters paßt. Da die Gothen alſo Verwandte in Norddeutſchland hatten, ſo iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſie von der Seite her, und wohl zum Theil über die Oſtſee in Dänemark eingewandert ſeien, wo ſie die frühern Einwohner des Landes entweder ganz vernichteten oder unterjochten. Hätten ſie ſich mit ihnen vermiſcht, ſo müßte man in den Gräbern Spuren dieſer Verſchmelzung finden, und der Unterſchied zwiſchen den Begräbnißſitten des Stein- und Bronzealters würde dann nicht immer ſo augenſcheinlich ſein, als er in der That iſt. Möglicherweiſe wurden die ältern Einwohner in dem Grade unterjocht, daß ſie den neuen cultivirtern Völkern als Sclaven dienen mußten, und dadurch zur Bildung des Grundſtammes für den Sclavenſtand übergingen, der durchs ganze Mittelalter in unſerm Vaterlande ſich erhielt.

In Norwegen und dem nördlichen Theil des jetzigen Schweden kommen, wie eben angeführt worden, keine Alterthümer und Grabhügel aus dem Bronzealter vor; dagegen findet man in jenen Ländern eine große Menge Gräber und Alterthümer aus dem Eiſenalter. Da nun das Bronzealter ohne allen Zweifel weiter in der Zeit zurückliegt, als das Eiſenalter, ſo ſchließen wir gewiß mit vollem Recht, daß die Einwohner Dänemarks im Bronzealter der ä l t e ſ t e gothiſche Stamm des Nordens geweſen, und daß die übrigen gothiſchen Völkerſchaften in Schweden nnd Norwegen erſt in einer ſpätern Zeit hier eingewandert ſein können. Zunächſt dem alten

gothiſchen Stamm in Schonen wohnte ſo ein naheverwandtes Volk, die Göthen in Göthaland (urſprünglich nur dem ſpäterhin ſogenannten Weſtgöthland), deſſen nördliche Grenze durch die Götha-Elf, den großen See Wenern und einen Buſen der Oſtſee, Braavig genannt, gebildet wurde; zwiſchen dem Wenern und Braavig war das Land überdieß mit ungeheuern Wäldern bedeckt. Dieſe Göthen gehörten zwar ſchon um die Zeit der Geburt Chriſti zu den Einwohnern der ſcandinaviſchen Halbinſel, jedoch iſt möglich, daß die Gothen gleichwohl ſpäter nach der Halbinſel gekommen ſind, als die gothiſchen Bewohner von Schonen. Dafür ſpricht der Umſtand, daß die Göthen in eben den Landſtrecken ſich niederließen, die gerade nördlich von den ältern gothiſchen Beſitzungen lagen; ſie fanden die beſſern Gegenden bevölkert vor und mußten ſo ſich mit den weniger guten begnügen laſſen. Uebrigens liegt es nicht allein in der Natur der Sache, daß die fruchtbaren däniſchen Länder, wo keine Felſen ſich fanden, und wo das Clima nicht ſo rauh war, als in Schweden und Norwegen, im Norden die eigentliche Heimath des Ackerbaus werden mußten, aus welchem Grunde der erſte ackerbauende Stamm, der noch keine eiſernen Geräthe hatte, ſich auch auf die Beſetzung dieſer Gegenden beſchränkte, aber ſelbſt die zuverläſſigſten Sagen und die älteſten geſchichtlichen Nachrichten dienen zur Beſtätigung, daß das Zeugniß der Alterthumsdenkmäler über die Bevölkerung des Nordens durch mehrere gothiſche Stämme, deren erſte Eroberung Dänemark war, im Ganzen genommen als höchſt glaubwürdig betrachtet werden muß. Soviel ſcheint nämlich gewiß zu ſein, daß ſowohl die Gothen in den däniſchen Ländern als die Göthen in Göthaland zu der Zeit gewohnt haben, als die merkwürdigen Einwanderungen geſchahen, die das eigentliche Schweden und Norwegen bevölkerten. Dieſe vor Felſen und Wäldern faſt unzugänglichen Länder waren damals, vielleicht mit Ausnahme des ſüdlichſten Norwegen, wo möglicherweiſe Verwandte der Gothen in Schonen oder in Göthaland wohnten, von durchaus keinen andern Menſchen, als finniſchen Nomadenſtämmen beſetzt, die umherſtreiften, ohne feſte Wohnſitze zu haben. Demzufolge wird es gleich leicht erklärbar, daß die Denkmäler Dänemarks ſo alt ſein können, während die Alterthumsdenkmäler Schwedens und Norwe-

gens aus einer viel jüngern Zeit herrühren. Aus demſelben Grunde wird ſich auch richtig verhalten, was Alterthümer und Grabhügel lehren, daß die jüngere Cultur, die im Eiſenalter ſich über den Norden verbreitete, ihre eigentliche Heimath in Schweden und Norwegen gehabt habe, und daß dieſelbe erſt in einer ſpätern Zeit zu den Göthen in Göthaland und den Gothen in Dänemark gelangt ſei. Dieſes bedarf indeſſen einer genauern Entwickelung.

Der letzte von den nach dem Norden eingewanderten Völkerſtämmen kam unfehlbar aus dem Oſten, und beſtand aus zwei Hauptzweigen: den Svearn (oder Schweden) und Norwegern. Die Svearn ſetzten über das nacher ſogenannte Alands Meer und nahmen ihren Hauptſitz in dem jetzigen Uppland um den Mälarſee herum, wo das Land zum Theil flach und überaus fruchtbar iſt. Von hier aus beurbarten und beſetzten ſie nach und nach die angrenzenden Landſchaften, unter welchen die zwei wichtigſten mit Bezug auf ihre Belegenheit gegen Uppland die Namen Weſtmannland und Södermannland erhielten. Die ganze ſolchergeſtalt eingenommene Landſtrecke wurde nach den Svearn Svithiod oder Svearike (Schwedenreich) genannt. Der Auſſage des glaubwürdigen römiſchen Geſchichtſchreibers Tacitus gemäß hatten die Svearn feſte Wohnſitze in dem Norden im erſten Jahrhundert nach der Geburt Chriſti; die Einwanderung muß alſo wenigſtens um die Zeit der Geburt Chriſti, oder wahrſcheinlich noch etwas früher geſchehen ſein. Die Norweger, die gewiß den größten Theil des Stammes ausmachten, ſcheinen nach den Svearn nach dem Norden gekommen zu ſein, weil ſie ſonſt ohne Zweifel zuerſt ſich der fruchtbaren Gegenden um den Mälarſee herum bemächtigt haben würden. Nun fanden ſie dieſelben ſchon bewohnt, und wurden wohl deshalb genöthigt weiter gegen Norden um oder über den jetzigen bothniſchen Buſen zu gehen und auf der andern Seite des Kiölengebirges ihr Glück zu ſuchen. Hier verbreiteten ſie ſich vornehmlich längs den Küſten und zogen nach und nach ins Innere des Landes hinein. Dieſe beiden Einwanderungen bewirkten, daß die alten finniſchen Nomadenſtämme höher gegen den Norden hinauf gedrängt wurden, nachdem die neuen Einwohner wahr=

ſcheinlich viele derſelben zu Sclaven gemacht hatten. Die Svearn und Norweger zeichneten ſich durch eine höhere Cultur, als die der ältern Bewohner des Nordens aus. Insbeſondere waren ſie, was auch die Gräber zeigen, in vollſtändigem Beſitze des Eiſens, das ihnen ſowohl ein bedeutendes Uebergewicht in der Kriegsführung gab, als auch ſie in den Stand verſetzte mit Kraft die bewaldeten Felſengegenden aufzuräumen und urbar zu machen. Bei ihrer Ankunft im Norden nahm das Eiſenalter ſeinen Anfang in Schweden und Norwegen, jedoch brauchte die mitfolgende neuere Cultur lange Zeit um über den übrigen Norden ſich zu verbreiten. Fürs Erſte hatten die Svearn und Norweger vollauf zu thun mit der Aufräumung und Beſetzung der eingenommenen Landſtrecken, welches natürlich ſie daran verhinderte, ſogleich in Göthaland und Dänemark Einfluß zu gewinnen. Man darf nämlich nicht annehmen, daß in der älteſten Zeit eine lebhafte Verbindung unter den ſcandinaviſchen Völkern geherrſcht habe. Denn indem die Svearn nur angefangen hatten das Uppland urbar zu machen und die Norweger die zugänglichſten Thäler an den Küſten in Beſitz zu nehmen, ſo waren folglich die bewaldeten Landſtrecken auf beiden Seiten des großen Kiölengebirges noch nicht angebaut, und es fand ſonach auf dem Wege kein Verkehr zwiſchen Svearn und Norwegern ſtatt. Die Svearn waren von den Göthen getrennt durch die mehrere Meilen breiten, faſt undurchdringlichen Wälder Kolmorden und Tiveden, die eine ſolche Grenze bildeten, daß Svithiod förmlich das Land im Norden des Waldes (Nordenſkovs) und Göthaland das Land im Süden des Waldes (Söndenſkovs) genannt wurde. Auch zwiſchen Göthaland und Norwegen lagen unwegſame Waldungen, die im hohen Grade den Verkehr hinderten. Ueberdieß waren die Stämme in mehrere kleinere Theile zerſplittert, die eigene kleine Reiche unter unabhängigen Königen bildeten, welche fortwährend in blutige Händel mit einander verwickelt waren. Erſt in ſpäterer Zeit, als die Bevölkerung ſich weiter verbreitete, und die kleinen Reiche in größere geſammelt zu werden anfingen, traten allmählig die Scandinavier in immer nähere und engere Verbindung mit einander. Demnächſt waren die Verhältniſſe in Dänemark und Göthaland auch keineswegs ſo günſtig für

die Verbreitung der neuen Cultur, als die Verhältniſſe Schwedens und Norwegens. Hier fand die Cultur ohne Schwierigkeit Eingang, indem ſich früher kein hinlänglich ausgebildeter Stamm fand, der den herandringenden Erobrern hätte Trotz bieten können. Dagegen ward in Göthaland und Dänemark, wo das Volk bereits vorher auf einer für die damalige Zeit nicht geringen Stufe der Entwickelung ſtand, und wo die Bevölkerung weit verbreitet war, der Sieg nicht ſo leicht. Namentlich konnte von keiner eigentlichen Eroberung dieſer Länder, und noch weniger von einer völligen Unterjochung der daſelbſt wohnenden Völkerſtämme die Rede ſein; denn ſelbſt nachdem die Svearn ihre Herrſchaft über die angrenzenden Göthen erweitert hatten, welches erſt in einer ziemlich ſpäten Zeit geſchehen konnte, fuhren doch die Gothen fort als ein beſonderer Stamm den Svearn gegenüber betrachtet zu werden. Um ſo einleuchtender wird es, daß die noch ſüdlicher wohnenden Gothen in Dänemark ſich als ein ſelbſtſtändiges Volk erhielten, und erſt als die Verbindung mit den Norwegern und Svearn recht lebhaft geworden war, und darum möglicherweiſe viele einzelnen Geſchlechter dieſer Nachbarvölker in Dänemark ihren Sitz genommen und ſo die Einführung der neuen Ordnung der Dinge vorbereitet hatten, konnten die hier wohnenden Gothen nicht länger ihre alte Cultur behaupten. Natürlich jedoch leiſteten ſie Wiederſtand ſo lange als möglich, und es iſt daher geradezu in den Verhältniſſen begründet, daß das Eiſenalter, nach dem oben aus den Denkmälern der Vorzeit Erwieſenen (cfr. p. 57—60), nicht mit irgend einiger Wahrſcheinlichkeit früher, als etwa gegen das achte Jahrhundert, als in Dänemark g e g r ü n d e t betrachtet werden kann. Um dieſe Zeit war es, daß für Ernſt im Norden die Kräfte ſich zu regen begannen, indem die Wikingszüge eine ſo bedeutende Ausdehnung erhielten. Von nun an herrſchte ein wilderes Leben in Dänemark, als ehedem im Bronzealter. Das Heidenthum erſchöpfte ſeine Kraft, damit das Chriſtenthum hervordringen, und, nachdem die Sitten dadurch gemildert waren, das Volk einer größern Aufklärung entgegen führen könnte.

Die Betrachtung der Alterthümer und Grabhügel des Nordens ſtellt alſo die Bevölkerung unſeres Vaterlandes auf natürliche Weiſe dar, welches auch in den älteſten und zuverläſſigſten hiſtoriſchen Nachrichten eher merkwürdige Beſtätigung, als Widerſpruch findet. Indeſſen iſt es eine Selbſtfolge, daß die meiſten Puncten der vorangehenden Ueberſicht erſt durch künftige Forſchungen ihre rechte Beleuchtung erhalten werden; denn die Wiſſenſchaft iſt noch zu jung, als daß man erwarten könnte alle erwünſchten Aufklärungen zu erhalten. Es iſt daher vornehmlich auch nur die Abſicht geweſen diejenigen Reſultate, die für den Augenblick in der Wiſſenſchaft gelten, mit der Geſchichte zuſammenzuſtellen, um ſo darzuthun, wie die Alterthümer und Grabhügel bereits gegeben haben, und wie dieſelben in der Zukunft ohne allen Zweifel wichtige und unentbehrliche Beiträge ſowohl zur ältern Geſchichte des Nordens, als des ganzen Europa geben werden. Ueber die durch die Unterſuchung der alterthümlichen Denkmäler vermeintlich gewonnene Ausbeute müſſen natürlich die Meinungen getheilt ſein, darüber jedoch ſind gewiß Alle ſich einig, daß eine genaue Vergleichung der Alterthumsdenkmäler der verſchiedenen Länder rückſichtlich der erſten Bevölkerung Europas und der älteſten Geſchichte des Menſchengeſchlechts Erläuterungen bringen wird, von deren Umfang und Wichtigkeit wir nicht einmal jetzt uns eine deutliche Vorſtellung machen können.

II. Bedeutung der Denkmäler des Alterthums für die Nationalität.

Das vorchriſtliche Zeitalter, bei deſſen Betrachtung wir hier verweilt haben, bildet einen eigenen und überaus merkwürdigen Abſchnitt in der Geſchichte Dänemarks. Wir finden zwar unſere Vorfahren einem grauſamen und wilden Heidenthum ergeben, aber dennoch können wir ihnen unſere Bewunderung nicht verſagen. Ihre Liebe zur Heimath und Freiheit, ihre Treue und Tapferkeit, die ſogar die mächtigſten Staaten Europas in Schrecken ſetzten, waren Zeugen von einem Seelenadel und einer Kraft, die heutiges

Tages vollends nachgeahmt zu werden verdient. So gewiß es daher iſt, daß das Leſen unſerer alten herrlichen Sagen das Gefühl für unſere Eigenthümlichkeit und Selbſtſtändigkeit zu erregen mächtig beitragen wird, ſo gewiß iſt es auch, daß Alterthümer und Grabhügel, indem ſie die Sagen erläutern, zugleich als nationale Denkmäler eine tiefe Bedeutung für uns haben. Durch ſie ſteht gleichſam das Alterthum als unſern Augen geoffenbart da. Wir ſehen unſere Väter zum erſten Mal ins Land eindringen und mit ſcharfen Waffen die dawohnenden ungebildeten Völker unterjochen, wir ſehen ſie Kenntniß der Metalle, des Ackerbaus und überhaupt eine höhere Cultur verbreiten. In unſern Händen haben wir die Schwerter, mit welchen ſie den däniſchen Namen angeſehen und gefürchtet machten; ja wir können ſogar die Beute von Geſchmeiden und Koſtbarkeiten aufzeigen, die ſie von ihren Zügen in fremden Ländern heimbrachten. So geſchieht's, daß die Ueberbleibſel aus der Vorzeit uns feſter an unſer Vaterland binden. Hügel und Thäler, Felder und Auen treten mit uns in lebendigere Verbindung; denn durch die Grabhügel, die an ihrer Oberfläche ſich erheben, und durch die Alterthümer, die ſie Jahrhunderte hindurch in ihrem Schooße aufbewahrt haben, rufen ſie fortwährend uns ins Gedächtniß zurück, daß unſere Väter als ein eigenes unabhängiges Volk ſeit undenklichen Zeiten hier im Lande gewohnt haben, und fordern uns dadurch kräftig auf unſere Grenzen zu ſchirmen, daß kein Fremder über den Boden gebiete, der die Gebeine unſerer Väter birgt und an den unſere heiligſten und ehrwürdigſten Erinnerungen ſich anknüpfen.

Die Aufmerkſamkeit, deren ſchon jetzt die Denkmäler der Vorzeit gewürdigt werden, iſt darum gewiß nicht ohne tiefern Grund. Sie iſt ein Zeichen davon, daß das däniſche Volk in ſeiner bevorſtehenden höhern Entwickelung nicht blindlings an andere Länder ſich anſchließen, ſondern vielmehr, den Blick nach innen gekehrt, die Kraft der Vorzeit zur Klugheit der Gegenwart geſellen und ſo ſich ſelbſtſtändig und frei entwickeln wird.

Anhang

über

Ausgrabung der Hügel und Aufbewahrung der Alterthümer.

Im Allgemeinen iſt nicht zu wünſchen, daß die alten Hügel aus der heidniſchen Zeit ausgegraben oder weggeräumt werden. Freilich finden ſich dieſelben an gewiſſen Orten des Landes in ſehr großer Menge, ſodaß ſie oft dem Ackerbau hinderlich ſind, und bergen außerdem gewöhnlich große Steine, die in vielen Fällen mit Nutzen würden gebraucht werden können. Dennoch verdienen ſie in ſo großer Zahl, als möglich, gehegt und erhalten zu werden. Es ſind nationale Denkmäler, die zum Theil die Aſche unſerer Väter bergen, und ſolchergeſtalt ein nationales Erbgut, das Jahrhunderte hindurch von Geſchlecht zu Geſchlecht überliefert worden iſt. Wollen wir denn gleichgültig jene ehrwürdigen Ueberreſte des Alterthums vernichten, ohne an unſere Nachkommen zu denken? Wollen wir den Frieden der Todten ſtören eines unbedeutenden Gewinnes wegen?

Unzählige Grabhügel ſind von Menſchen zerſtört worden, die große Schätze in denſelben zu finden glaubten. Mannigfaltige Erfahrungen aber lehren, daß koſtbare Alterthümer ſo ſelten in Grabhügeln angetroffen werden, daß unter 200 Hügeln kaum 2 Sachen von Werth enthalten. Die meiſten ſolcher liegen unter großen Steinen, in Sandgruben, oder ſonſt in der Erde verborgen. Von der Seite alſo iſt keine Aufforderung die Hügel zu unterſuchen. Der einzige Fall, wo dieſes wünſchenswerth werden kann, wird der ſein, wenn man allein die Abſicht hat genauere Aufklärungen über die älteſte Geſchichte unſerer Väter zu erlangen. Allein ſelbſt dergleichen Aufgrabungen können nicht immer als gleich wünſchenswerth betrachtet werden; ſie dürfen nicht aus unzeitiger oder oberflächlicher Neugierde unternommen werden; vielmehr müſſen ſie mit Sorgfalt von kundigen Leuten geleitet ſein, die die Ausbeute zum wirklichen Nutzen für die Wiſſenſchaft anzuwenden wiſſen werden.

Indeſſen iſt weder zu verlangen noch zu erwarten, daß alle, oder wohl gar die meiſten Grabhügel in der Zukunft von der Zerſtörung verſchont bleiben werden. Anderntheils würde es doch auch ſehr beklagenswerth ſeien, wofern der zunehmende Ackerbau völlig jede Spur unſerer alterthümlichen Denkmäler vertilgen ſollte. Wir können daher nicht umhin es patriotiſchgeſinnten Männern ans Herz zu legen, wenigſtens die Denkmäler zu hegen, die auf Anhöhen, in Heidegegenden und in Wäldern liegen, wo ſie dem Pfluge keinen Einhalt thun und wo ſie auch kein Ackerland wegnehmen. Unter allen Umſtänden läßt ſich wohl hoffen, daß Leute, die über die Bedeutung der alterthümlichen Denkmäler Aufklärung erhalten, keine Hügel zerſtören werden, ohne auf deren innern Bau und die Grabſachen, die in denſelben niedergelegt ſind, aufmerkſam zu ſein. Geringe Mühe hat oft wichtige Alterthümer erhalten, und es wird doch Jedermann Freude machen das Seinige beizutragen, um die Kenntniß vom Schickſal unſeres Vaterlandes und unſerer Vorfahren in der älteſten Zeit zu erweitern und zu verbeſſern. Um auch zur Förderung einer ſolchen Aufmerkſamkeit beizutragen, wollen wir eine kurze Anleitung von der Art zu geben ſuchen, wie man im Allgemeinen am richtigſten Hügel ausgräbt und Alterthümer aufbewahrt.

Soll nothwendigerweiſe ein Hügel weggeräumt werden, ſo muß erſt eine genaue Beſchreibung ſeiner äußern Form, ſeiner Höhe und ſeines Umfanges gemacht werden. In dieſer Beſchreibung iſt zu erläutern, ob derſelbe mit großen Steinen umzäunt oder belegt war, ob auf der Mitte deſſelben ſich Steinkammern fanden, ob er einen Namen führte, ob ſich Sagen an ihn anknüpften und endlich, ob es in der Gegend deſſelben ähnliche Denkmäler giebt, und in wie großer Zahl. Könnte die Beſchreibung zugleich von Zeichnungen vom Ausſehen des Hügels begleitet werden, ſo würde dies natürlich um ſo viel beſſer ſein. Da es demnächſt von Wichtigkeit iſt zu wiſſen, welche die innere Beſchaffenheit des Hügels iſt, und welche Verbindung die Grabſtätten und die niedergelegten Alterthümer unter ſich haben, ſo muß das Graben ſelbſt mit möglichſter Behutſamkeit vorgenommen werden. Iſt der Hügel ein gewöhnlicher ſpitz emporgehender Erdhügel, ſo

thut man meiſtens am beſten daran ihn von Südoſt nach Nordweſt mit einem Graben von ungefähr 4 Ellen Breite zu durchſchneiden, den man bei genauern Nachforſchungen wiederum mit einem ähnlichen Graben von Südweſt nach Nordoſt durchſchneiden kann. Uebrigens wird es auch oft hinreichend ſein den Hügel vom Gipfel aus ſo auszugraben, daß man eine große runde Vertiefung bis zum Boden des Hügels hinunter gräbt, welcher immer mit der Oberfläche des herumliegenden Feldes dieſelbe Lage hat; auf der Mitte des Bodens ſind nämlich die wichtigſten Grabſtätten in der Regel angelegt. Bei dieſem Verfahren iſt es indeſſen rathſam, einen Graben von der mittlern Vertiefung nach der ſüdöſtlichen Seite des Hügels zu ziehen, weil hier häufig Begräbniſſe ſich finden, und weil es ſonſt ſehr ſchwierig werden möchte die aufgegrabene Erde aus der Vertiefung herauszubringen, wenn dieſe eine Tiefe von mehrern Ellen erreicht hat. Sobald das Graben angefangen hat und die erſte Gras- und Heidekrautdecke weggeſchafft iſt, muß man genau nachforſchen, ob nicht etwa Thonkrüge mit verbrannten Knochen und Aſche unter kleinen Steinen ſollten angetroffen werden. Dieſe Krüge ſind wegen des hohen Alters derſelben ſo leicht zerbrechlich, daß ſie nur durch Anwendung großer Behutſamkeit unbeſchädigt aus dem Hügel ſich herausholen laſſen. Wenn die umgebenden Steine behutſam weggenommen ſind, verſetzt man die Krüge am ſicherſten dadurch, daß man ein Brett unter ſie hineinſchiebt; alsdann ſtellt man ſie in die freie Luft, und nach Verlauf einiger Stunden hat der Thon ſich wieder befeſtigt. Iſt der Krug unbeſchädigt, ſo läßt man am liebſten die verbrannten Knochen in demſelben; unter dieſen finden ſich gewöhnlich oben im Kruge verſchiedene Kleinigkeiten, die immer des Aufbewahrens werth ſind. Trifft man nun nicht neben oder um ſolche Thonkrüge herum andere Merkwürdigkeiten, wie z. B. kleine Steinkiſten mit verbrannten Knochen und Aſche u. dgl., ſo ſetzt man das Nachgraben fort, und es wird bald ſich zeigen, ob der Hügel Steinkammern enthält oder nicht. Stößt man auf ſehr große Steine, welche Decksteine einer S t e i n k a m m e r ſind, ſo verfolgt man die Richtung, in der die Steine liegen, um den Eingang der Kammer zu finden, der jedoch faſt immer gegen Oſten oder Süden gekehrt iſt. Durch den

Eingang, wo nicht ſelten Leichen auch beigeſetzt wurden, muß man in die Kammer eindringen, die immer mit lockerer Erde und einer Miſchung von Thon und Kies angefüllt iſt. Indem man möglichſt ſorgfältig und behutſam jene reinigt, kommt es vorzüglich darauf an, daß man bemerkt, wie die Leichen und Alterthümer niedergelegt geweſen ſind. Gerippe und beſonders Schädel müſſen ebenſowohl wie die Alterthümer aufbewahrt werden; auch die Knochen von Thieren, die einſt mit den Todten begraben ſind, können einen Werth haben für die Wiſſenſchaft. Zugleich muß unterſucht werden, ob nicht etwa noch eine Steinkammer neben der andern ſein könnte. Enthält der Hügel dagegen keine Steinkammern, dann wird man die eigentliche Grabſtätte faſt immer am Boden des Hügels ſuchen müſſen, und dieſe iſt dann in der Regel von einer Steinkiſte umgeben oder von einem Steinhaufen gedeckt. In dieſem Falle darf man keineswegs gleich die Steine aufheben, weil dabei die im Grabe befindlichen Sachen ſehr leicht beſchädigt werden können. Um außerdem für die Unterſuchung Platz zu gewinnen, erweitert man am liebſten die gemachte Vertiefung, ſoviel ſich dieſes thun läßt, und nimmt erſt die Bedeckung der Grabſtätte weg, wenn die anliegende Erde gänzlich bei Seite geſchafft iſt. Es iſt im Ganzen genommen bei ſolchen Ausgrabungen von großer Wichtigkeit, daß die Vertiefungen nicht zu enge gemacht werden; insbeſondere müſſen ſie an der Außenſeite des Hügels ſehr weit ſein, weil ſie immer nach dem Boden hin etwas enger gemacht werden müſſen, um das Einſtürzen derſelben zu verhüten. — Iſt endlich der Grabhügel ein Steingrab mit einer oder mehrern Steinkammern, ſo geſchieht die Unterſuchung viel leichter, indem man die Kammern von der Erde reinigt, wobei man übrigens ebenſo zu Werke geht, wie beim Ausgraben der Steinkammern im Innern der Erdhügel. Auch am Rande der Steingräber muß nachgeforſcht werden, ob ſich nicht Thonkrüge mit verbrannten Knochen und Aſche finden möchten. — Für alle möglichen Fälle beim Ausgraben der Hügel laſſen ſich nicht beſtimmte Regeln angeben. Sollte aber der Fall ſich ereignen, daß in einem Hügel entweder ungewöhnlich große Steinkammern, Grabkammern von Holz oder ähnliche merkwürdige Sachen entdeckt würden, ſo würde man am beſten mit dem Graben einhalten, bis

der Hügel von einem kundigen Manne in Augenſchein genommen wäre.

Die Grabhügel ſind diejenigen Stellen, wo die Alterthümer am häufigſten angetroffen werden. Außerdem bringt das Sandgraben, das Ziehen von Gräben, das Pflügen und ſonſtige Feldarbeit fortwährend viele merkwürdige Alterthümer ans Tageslicht. Durch Wegräumung einzelliegender großer Steine hat man auch oft in einer geringen Tiefe unter den Steinen Koſtbarkeiten angetroffen, die in alten Zeiten daſelbſt verborgen ſind. Einige wenige Spatenſtiche an der Stelle, wo früher ein großer Stein gelegen hat, können daher reiche Ausbeute geben. Daß große Steine auch nicht geſprengt werden dürfen, bevor dieſelben umgekehrt und ſo unterſucht worden iſt, ob ſie Inſchriften enthalten, iſt bereits oben angedeutet. Nächſt den Grabhügeln ſind jedoch die Torfmoore die wichtigſten Findorte der Alterthümer. Die daſelbſt aufgegrabenen Sachen haben in der Regel vor den in der Erde gefundenen dieſes voraus, daß ſie weit beſſer erhalten ſind. In den Mooren wird man ſo z. B. erwarten können Steinärte mit den alten Holzſtielen zu erhalten, indem ſelbſt Leichname, in Kleidungsſtücke gehüllt, mehrmals beim Torfſtechen angetroffen ſind. Beim Graben in den Mooren iſt es aus dem Grunde doppelt wichtig die größte Behutſamkeit anzuwenden, ſobald etwas Merkwürdiges verſpürt wird. Man gräbt am liebſten behutſam um die Stelle herum, und ſucht darnach Alles hervorzuholen, was ſich daſelbſt findet, ohne daſſelbe zu beſchädigen Die umgebende Torfmaſſe wird daher auch nicht ſogleich weggenommen; die Erdtheile fallen leicht ab, wenn ſie in der Luft etwas vertrocknet ſind. Indeſſen iſt es nicht rathſam alle Exemplare in der Sonne oder in ſtarker Wärme zu trocknen; Sachen, die nicht von Stein oder Metall ſind, würden nämlich dadurch einſchrumpfen. Die Verbindung der Sachen unter ſich verdient beſondere Beachtung; ebenfalls muß nachgeforſcht werden, ob ſich nicht etwa in der Nähe mehr finden möchte. Wenn überhaupt bei der einen oder andern Gelegenheit Alterthümer verſpürt werden, muß man immer ſich davon vergewiſſern, ob im nächſten Umkreiſe mehr Sachen da liegen, oder nicht; denn es hat ſich gezeigt, das Koſtbarkeiten kaum einen

Schritt von der Stelle ſich gefunden haben, wo etliche Jahre früher ähnliche Sachen entdeckt wurden.

Die meiſten Alterthümer ſind mit Roſt überzogen, oder haben auf ſonſtige Weiſe ihr urſprüngliches Anſehen verloren. Bloß die Goldſachen ſind unverändert, weil das Gold nie in der Erde roſtet. Das Silber nimmt in der Regel eine ſchwärzliche Farbe an. Bronze oder Kupfer wird in den Mooren röthlich oder ſchwärzlich, in der Erde aber am häufigſten grün. Das Eiſen roſtet ſtark, ausgenommen in den Mooren. Das Blei verkalkt ſich, der Bernſtein bekommt Aehnlichkeit mit dem Harz, wenn er in der Erde liegt. Glas wird mit einer matten Rinde überzogen, und ſieht aus wie Perlmutter. Knochen werden verkalkt, in Mooren aber braun, wo ſie gleich dem Holz am beſten ſich erhalten. Nichtsdeſtoweniger dürfen Alterthümer nie abgeputzt werden, weil ſie dadurch beſchädigt werden und an Werth verlieren. Noch mehr hüte man ſich aufgegrabene Sachen zu zerbrechen, welches die Finder leider oft thun, um zu ſehen, ob ſie nicht von Gold ſein ſollten.

Eine Hauptregel iſt, daß alle, ſelbſt die ſcheinbar unbedeutendſten und gewöhnlichſten Alterthümer aufbewahrt werden. Kleinigkeiten geben oft merkwürdige Aufklärungen, wenn ſie in der Verbindung mit einer größern Sammlung geſehen werden. Daß ſie gewöhnlich ſind, thut nichts zur Sache; denn hiſtoriſche Reſultate gehen erſt aus der Betrachtung vieler gleichartigen Exemplare hervor. In manchen Fällen haben auch die Alterthümer einen Werth bloß mit Rückſicht auf die Stelle, wo ſie gefunden ſind. Die Geſetze gebieten, daß alles Gold, Silber und andere Koſtbarkeiten, die man in der Erde findet, an die königlichen Sammlungen eingeſandt werden, gegen den Erſatz des vollen Metallwerths für den Finder. Für Sachen von Holz, Stein oder Thon gilt zwar dieſe Beſtimmung nicht; jedoch iſt es wünſchenswerth, daß auch ſolche Sachen an die Sammlungen eingeſandt werden, wo ſie erſt recht einigen Nutzen thun können.

In Dänemark werden Alterthümer, deren Findort man zugleich genau angegeben wünſcht, ſowie Mittheilungen über die Unterſuchung von Hügeln und andern Denkmälern des Alterthums an das Muſeum für die nordiſchen Alterthümer zu Kopenhagen eingeſandt. Für Sachen von Gold und Silber wird der volle Metallwerth ſogleich durch den betreffenden Beamten ausbezahlt. Wenn Sachen andern Stoffes behutſam behandelt ſind und zu den ſeltenern gehören, ſo erhält der Finder gewöhnlich eine paſſende Belohnung für dieſelben, wenn ſie auch keinen eigentlichen Geldwerth haben. Auch zu Kiel iſt eine Sammlung von Alterthümern angelegt worden.

Leute, die ſelber der Kenntniß von den Alterthümern entbehren, mögen am liebſten, wo ſich etwas Merkwürdiges findet, ſich an den Prediger, Schullehrer oder einen andern kundigen Mann wenden, der zugegen ſein und aufzeichnen kann, was zu bemerken der Mühe werth ſein möchte. In dieſer Beziehung würde es von großem Nutzen ſein, falls im Lande herum, z. B. in jeder Harde, oder wenigſtens in jedem Amte mehrere einſichtsvolle Männer zuſammentreten wollten, um dafür Sorge zu tragen, daß die merkwürdigſten Alterthumsdenkmäler von der Zerſtörung gerettet werden, und um dem gemeinen Manne beim Ausgraben der Hügel und Aufbewahren der Alterthümer an die Hand zu gehen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Obermei
8303 Rotten

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Worsaae, Jens Jakob Asmussen, 1821-1885 / Worsaae, Jens Jakob Asmussen, / Bertelsen, Niss

Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel

Kopenhagen 1844

H.sept. 214 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10452780-1